Der Oberschlesier

10. Jahrgang, 5. Heft Mai 1928

Der Maler Paul Plontke

Von Dr. Oscar Gehrig

Paul Plontke, der in Berlin tätige Maler schlesischer Herkunft und Professor an den Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst, ist den Lesern dieser Zeitschrift kein Unbekannter mehr. Doch ist es an der Zeit, einmal zusammenfassend auf das Schaffen dieses echt deutschen Meisters und wichtigen Vertreters einer neuen religiösen Kunst hinzuweisen. Geist und Gesinnung Paul Plontkes wirken innerhalb der vielfältigen Strömungen unserer Übergangszeit auffallend rein, und sie tragen eine sammelnde Kraft in sich. Paul Plontke ist einer der wenigen Lebenden, in denen sich malerischer Fortschritt und neue Bildgesinnung so mit den insgeheim treibenden Kräften einer Tradition verbinden, daß noch ein ebenso ursprüngliches wie posenloses Neues daraus entsteht. Gegen Ende des historisierenden 19. Jahrhunderts geboren und herangewachsen, führt der reifende Künstler die lange Linie deutscher Malerei von der ausdrucksstarken deutschen Gotik über den rauschenden Barock bewußt hinein ins ringende, neu gestaltende zwanzigste Jahrhundert. So ist er selbständiger Fortsetzer, nicht Epigone und nicht Eklektiker. Auf naturalistischer Basis, ausgestattet mit einem geistvoll lockeren Formsinn, einem erlesenen Gefühl für koloristische Werte und nicht zuletzt mit ungewöhnlich sicherem Kompositionstalent, baut er Schritt für Schritt sein Werk auf, ohne des radikalen Bruches zu bedürfen. Seine Arbeiten, die sich langsam vom individualistischen Tafelbild verflossener Jahrzehnte zu der erstrebten Allgemeingültigkeit hin entwickelten, überzeugen, weil in ihrem Schöpfer die Überzeugungskraft webt; die erstrebten seelischen Inhalte sind einfach da, weil der Künstler aus innerer Abgeklärtheit und hingebend frommem Denken heraus an seine Stoffe, die er im guten Wortsinne wieder einmal zu „objektivieren" vermag, herangeht. Als er sich in den Jahren aufwühlendster Kämpfe um die neue Form unbeirrbar treu blieb, fehlte allenthalben den Menschen das Organ für diese innerlich ruhige Kunst; den meisten war er in seiner Art unverständlich, weil sie an diese konsequente, aber prätentionslose deutsche Linie nicht mehr glauben konnten, den anderen, den Ewig-Gestrigen, war aber auch diese organische, im Grunde doch nur zwangsläufige Ausbildung seiner Kunstsprache zu modernistisch. Heute ist es zu einem gewissen Ausgleich gekommen, der Meister hat recht behalten, an der Gültigkeit seines Schaffens im Rahmen des Ganzen bestehen keine Zweifel mehr. Dies um so weniger, je stärker es sich wie von selbst und willig, gleich dem, was die stillen Werk-

stätten der Künstler von ehedem verließ, nach Inhalt und Form von dem Gemeinschaftsgedanken tragen läßt.

Paul Plontke ist 1884 in Breslau geboren. Sein Werdegang führte ihn von der heimatlichen Kunstschule aus über Dresden nach Berlin; 1914 erhielt er — um nur dies anzuführen — den Großen Staatspreis, bald nach dem Kriege aber wurde der noch nicht Vierzigjährige Lehrer an unserem ersten Kunstinstitut. Über all das hat einmal Alfred Hadelt ausführlich und an der Hand reicher Bildbeigaben in der „Bergstadt" (Dezember 1922) geschrieben. Wir haben in Plontke den innigen neudeutschen Madonnenmaler vor uns; darüber hinaus hat er in emsiger, nie verdrossener Arbeit eine besondere Art religiösen Genres ausgebildet, ohne irgendwie in falsche Romantik oder frömmelnde Sentimentalität, die der religiösen Malerei als solcher schon so viel geschadet hat, zu verfallen. Mit der Selbstverständlichkeit der alten Meister — nicht äußerlich — flicht er die Geschehnisse unmittelbar in unser heutiges Leben ein, er läßt den Beschauer geradezu teilnehmen an der Passion oder an den Freuden und Schmerzen Mariens. Visiongleich erhebt sich das Kreuz über der Großstadtstraße, und es ist so überragend, daß mitten im Tumult eine Insel der Besinnung und Einkehr entsteht. Oder in der Dorfnähe sehen wir das Licht des Heils aus dem Stalle Bethlehems leuchten, die Gemeinde eilt hinzu, um das Wunder mitzuerleben. Durch eine deutsche Mittelgebirgslandschaft führt der Weg der Heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten, was verschlägts, wenn in der Ferne ein rechter Kirchturm winkt? Das ist alles so menschlich, daß selbst der nachrechnende Banause über diesen „Anachronismus" hinwegsehen muß, indem er dem dichtenden, sinnierenden Künstler die Freiheit verzeiht. Aber das sind ja nur ein paar Proben, die das Aufgehen des Künstlers wie des Beschauers im Stoff dartun mögen. Hinzu kommt ein ebenso sicherer wie lockerer Vortrag; die duftige Zeichnung und die jeweils mehr oder weniger betonte Koloristik tun ihr Übriges und lassen die Formen und das Licht im Bildraum spielen. Oft liegt in der scheinbaren Andeutung ein besonderer Reiz, alle Starrheit ist vermieden, wie aber auch das oft im Bilde so langweilig wirkende „Allessagenwollen". Die malerische Auflockerung, die uns die letzten Jahrzehnte in vielem gebracht haben, hat im Werke Plontkes einen eigenen Niederschlag gefunden. Und doch wiederum liegt seine Stärke im Zusammenfassen des Wesentlichen; Gruppen, Massen, Farbenkomplexe erscheinen wohlausgewogen und führen uns da und dort bereits an die große Form heran. Wir ahnen, was darin trotz scheinbarer Gegensätzlichkeit der Barock innerlich dem Meister bedeuten mag.

Schier unerschöpflich ist sein Thema „Madonna". Die Gottesmutter, die Maienkönigin, die bäuerliche Madonna. Dann einfach wieder „Mutter und Kind", nahe die Grenze des Doppelporträts streifend. Oder die schützende Madonna überm Tal, überirdisch in ihrer Erscheinung: die Vision. Aber es hat lange gedauert, bis weite Kreise derer, die es in erster Linie anging, den aus der eigenen Geisteswelt hervorgegangenen Künstler in seiner Stärke erkennen wollten; die Verbildung durchs süßliche Klichée hat sich doch zu schlimm ausgewirkt. Nichtchristen erkannten immerhin die wirkliche Kunst, die solche Bilder auf die Leinwand zauberte. Es mag hart klingen, das sagen zu müssen.

Wie der Künstler aus der heimischen Landschaft zum Genre vordringt, zeigt deutlich ein früheres Bild aus Glatz, eine Kleinstadtstraße in ihrer Belebung; von da ist nur ein Schritt zu der „wundersam erzählerischen Anbetung des Kindes", die sich am Rande des Dorfes — wiederum in Glatzer Landschaft — abspielt. In dem Bilde kann jeder Betrachter für sich lesen, immer wieder wird er Neues entdecken. Diese Kleinmalerei, dem gefülltem Tafelbilde aber steht die beginnende größere Form gegenüber etwa in seinem „Christophorus", der den Charakter des feierlichen Altarbildes streift, oder in der malerisch besonders geglückten „Flucht nach Ägypten". Werke wie dies letzte, das auf einer der Berliner Akademieausstellungen viel bemerkt wurde, rechtfertigen schlagend das Vertrauen, das einige Getreue seit langem, ohne Rücksicht auf die zum Teil üblich gewordene Ablehnung durch einen Teil der Großstadtpresse, in den immer natürlich bleibenden, stillen Schlesier gesetzt hatten. Einmal hat Plontke auch eine farbige Zeichnung nach dem jetzigen Reichspräsidenten v. Hindenburg geschaffen; wir stehen aus eigener Anschauung nicht an, gerade dies äußerlich bescheiden gebliebene Bildnis, das etwas Wahrhaftiges anstelle der Formelhaftigkeit vom Dargestellten aussagt, als viel ähnlicher und menschlich sympathischer zu erklären als das Allermeiste, was große Verbreitung gefunden hat. Hier handelt es sich wirklich um ein physiognomisches Dokument.

Wie sicher und lückenlos der Maler seinen Bildraum mit Menschengruppen zu füllen vermag, zeigen Bilder wie die „Fußwaschung". Dazu die vielfältige Art, Seelenvorgänge auf den Gesichtern der Beteiligten wiederzuspiegeln. Es ist begreiflich, daß diese zwiefache Beherrschung den Künstler befähigte, das Thema des Kreuzwegs erfolgreich anzupacken. Man weiß ja leider, welche Gefahren dem Schaffenden in einem vierzehn Kompositionen umfassenden zyklischen Werke drohen. Wie leer und wenig leidensmäßig wirken so viele Kreuzwege in unseren Kirchen, gar die industriemäßig hergestellten, von denen wir lieber nicht sprechen wollen. Zu welchen Varianten aber Plontke hierin zu gelangen vermag, zeigte auf der Berliner Juryfreien Ausstellung 1927 ein Kreuzweg, Bilder mäßigen Umfanges, die wir jeder kleineren Kirche, für die eigentliche Wandmalerei nicht in Betracht kommt, wünschen möchten. Ununterbrochen wird die Passionsstimmung weitergetragen. Und hatte man früher an dem Künstler seine naturalistische Haltung besonders hervorgehoben, so sieht man heute, wie er den

Stoff als solchen entstofflicht zugunsten einer wachsenden Vergeistigung. Das gilt ganz allgemein für Paul Plontkes fertige Art.

Zum Schluß ein Wort zum Schaffen des Meisters und seinem Verhältnis zur angewandten kirchlichen Kunst. Es sind ganz wenige Jahre her, daß er erstmals für die Kapelle des Heimes Hedwigshöhe bei Berlin Altarbilder malen durfte. Christus in der Mitte, zur Seite die Gottesmutter und St. Hedwig. Herb, ernst, ehrlich in der heutigen religiösen Grundauffassung sind diese Gestalten. Nicht buhlend um die Gunst derer, die im religiösen Bild aus Konvention heraus ein gar zu äußerliches Schönheitsmotiv oder die eine sättigende Gefälligkeit suchen. Nein, es ging darum, wahrhaftig zu wirken, so daß Bilder dieses Schlags, aus unserer ernsten Zeit geboren, in die Gemeinde mehr und mehr hineinwachsen. Sodann gelang es, diesen Meister der in München sitzenden Gesellschaft für christliche Kunst näher zu bringen; der Erfolg war eine vielbeachtete Kollektivausstellung in der bayrischen Kunststadt. Die Jahresmappen der Gesellschaft aber brachten bereits mehrere Werke des Künstlers im Bilde. Als die Berliner Liebfrauenkirche einen Wettbewerb für ihre Ausmalung veranstaltete, war Plontke unter den Preisträgern; leider — und in diesem Falle ist es besonders schmerzlich — hat man ihn, trotz bemerkenswerter Ansätze, die ein lebendig sich fortsetzendes Werk, ein verheißungsvoll Werdendes versprochen hätten, nicht an die Ausführung herangelassen, um lieber wieder einmal allzu sichere Geleise zu befahren. Als wenn die alten Jahrhunderte nicht Schritt für Schritt das Lebendige selbst gesucht und so stets aufs neue Zeugen heißen Ringens um die Stilwerdung aufgestellt hätten. Mitten in der Großstadt, wo die vielen Begabungen dennoch so selten an wirklich großen Aufgaben reifen dürfen, wäre ein wenig Mut noch lange nicht gleichbedeutend mit einem „Wagnis" gewesen; der moralische und künstlerische Gewinn, der die Dinge „in Fluß" gebracht hätte, wurde so aber gründlich unterschätzt. Mit um so mehr Feuereifer und intensiver Vorbereitung stürzte sich Plontke jedoch auf ein bald sich glücklich bietendes Projekt, als es sich um die musivische Ausschmückung der St. Clemenskirche, ebenfalls in Berlin, handelte; da entwarf er zunächst für die gewaltige Altarwand, den Anfang eines großzügig gedachten Gesamtplans, die von der Herde umgebene Gestalt des Guten Hirten, dem zu Häupten, im Gedanken an den Christkönig, schwebende Engel die Krone halten. Hierin drückt sich einmal der neue Monumentalgedanke in der Berliner Kirchenkunst aus; der „Tafelmaler" geht an die große Fläche, ohne sein Naturell im einzelnen aufzugeben, doch unter Innehaltung der für die Wand unerläßlichen Gesetze. Nur im Versuch selbst kann ein Meister erstarken, der Zwang zur Aufgabe allein kann auch Lösungen erzielen. Schimmernd hebt sich dies Mosaik aus dem Putzgrund heraus, fast unirdisch im Spiel des blinkenden Farbenmaterials. Sakralkunst. Ein noch größeres Werk, eine Rosenkranzmadonna des Künstlers ist zurzeit im Werden; die hohe, spitzbogige Chorwand der Neuköllner St. Clarakirche wird sie aufnehmen, ebenfalls in Mosaik, doch diesmal Figuren und Dekor auf warmem Goldgrund. Und doch schwebend das Ganze, innig die Haltung der überschlanken Hauptfigur, ein hohes Lied auf die Himmelsmutter. Wiederum grüßen einander in diesen Werken die Jahrhunderte, jetzt am Beginn des zwanzigsten. In wechselnder Folge reihen sich nun große und intimste Arbeiten aneinander. Intim der köstlich gemalte Chorknabe, formsichere Schulung bis ins einzelne verratend, zuchtvoll die Farbengebung, kräftig, ohne bunt zu sein. Man merkt hierbei einmal recht deutlich den Schulzusammenhang mit einem anderen Schlesier, der in der Reichshauptstadt zu Erfolg gekommen ist, Willy Jaeckel, der wie Plontke von der Breslauer Akademie ausging. Und intim auch das Bild der Mutter mit Kindchen am Frühstückstisch; durchs Fenster werfen wir den Blick in die arbeitende, hastende Welt, doch getrennt von ihr, von ihr verschont. Und während diese Zeilen niedergeschrieben werden, steht auf der Staffelei des Künstlers ein szenenreiches Marienleben, ein Bild, so recht, um darin zu wandern, zu lesen, voll deutscher Innigkeit und Erzählerfreude. Duftig gemalt, ein Zeuge unserer neuen Kunst im Vortrag, verbunden im Geiste aber mit all dem, was unsere abendländische, christliche Kunst seit der Mystik hohen Mittelalters aus dem zaubervollen Stoff geschöpft hat. Es liegt hier wie immer am Künstler, den rechten Ton anzuschlagen, und die alten Weisen erklingen herrlich, unvergänglich. Wandelbar in der Form, im Grunde aber gleich im Geiste. Daß die Kunst die treueste und mächtigste Gefährtin der Religion ist, müßte sich demnach auch heute noch bewahrheiten. Aber nur die Drängenden werden das Tor aufstoßen und den verbauten Weg wieder frei machen. Die Künstler warten darauf!

Paul Plontke und Oberschlesien

Von Karl Sczodrok

Eine rechte Heimatzeitschrift soll die Grenzen ihrer Kraft und Wirkungsmöglichkeiten kennen. Es wäre töricht, wollte sie nicht immer fest im kräftespendenden Mutterboden wurzeln und ohne rechtes Ziel allerlei Allerweltsdingen nachjagen. Sie darf aber auch nicht schematisch festkleben an der Scholle und beispielsweise als „Oberschlesier" nur den gelten lassen wollen, der ein oberschlesisches Geburts- und Taufzeugnis vorzeigen kann. Vielmehr hat eine brauchbare Heimatzeitschrift alle schöpferischen Kräfte, Leistungen und Ideen darzustellen, die irgendwie in besonderem Maße in der betreffenden Landschaft siedeln.

Wenn also Professor Paul Plontke, dessen Werk in diesem Heft Dr. Oskar Gehrig würdigt, zufällig nicht in Oberschlesien, sondern in Breslau geboren ist, so gehört er dennoch zu uns durch Abstammung, Gesinnung und durch seine Werke.

Plontke und seine Frau haben heute noch in Oberschlesien Verwandte, mit denen sie in naher Verbindung stehen; die Familie stammt wahrscheinlich überhaupt aus Oberschlesien. Der Name kommt aus dem Slavischen. Aber wie sehr oft gerade Oberschlesier mit slavischem Namen treu deutsch denken und deutsch sind, selbst dem Blute nach, so ist es auch bei den Plontkes. Paul Plontke meint dazu in einem Briefe an mich: „Daß ich und meine Familie so deutsch empfinden wie nur einer und unser Schlesien als Deutsche lieben, brauche ich wohl nicht zu betonen. Aus meiner Kunst spricht ja, wie ich hoffe, etwas davon".

Während seiner Studienzeit in Breslau ist Paul Plontke häufig in Oberschlesien gewesen und hat im Industriebezirk eifrige Studien gepflegt. Er hielt sich damals hauptsächlich in der Nähe von Beuthen, in dem Orte Hohenlinde, auf. Bei den kirchlichen Prozessionen in den Wallfahrtsorten der Gegend begeisterten ihn die farbenprächtigen Bilder der in den bunten ländlichen Trachten zahlreich erschienenen Wallfahrer. Für sein Malerauge war es ein herzerquickender Anblick und eine rechte Augenweide, wenn die Wallfahrtsprozessionen auf der Wiese ausruhten oder um eine der schönen Holzkirchen herumgruppiert waren. Ein künstlerisches Erlebnis war es ihm immer auch, wenn er die Hütten- und Bergarbeiter bei ihrer schweren Arbeit beobachtete. Die Darstellungen auf diesem Gebiete füllten damals Plontke ganz aus, und er war auf dem besten Wege, ein Darsteller des oberschlesischen Industriebezirkes zu werden.

Da wurde er durch verschiedene Umstände von diesem Arbeitsgebiet abgedrängt und wurzelte bald in Berlin. Aber noch heute nimmt Plontke an Oberschlesien herzlichen Anteil.

Wir Oberschlesier fühlen aus seinen Bildern viel Verwandtschaftliches. Plontke steht uns besonders nahe durch seine Darstellungen religiöser Motive. Kein Wunder, daß deshalb die oberschlesischen Kunstausstellungen der letzten Jahre immer wieder und sehr gern Bilder von Plontke zeigten und sich so manches Bild von ihm im oberschlesischen Privatbesitz befindet. Das Gleiwitzer Museum erwarb von Paul Plontke kürzlich eine kleine Madonna. Es wäre zu wünschen, daß ein Meister wie Paul Plontke von Oberschlesien aus auch einmal größere Aufträge erhält und sich Oberschlesien einige seiner größeren Werke sichert. —

Alles in allem: Bei Plontke können wir mit gutem Recht sagen: Er ist unser!

*

Zu dem Buntdruck „Der kleine Mohikaner", den wir in diesem Heft als Vorsatzblatt bringen, hat des Künstlers Sohn Modell gestanden, übrigens auch ein richtiger oberschlesischer Junge! Die Herausgabe des Buntdrucks war möglich durch Zusammenarbeit mit der in Breslau erscheinenden „Bergstadt". Das Bild erscheint gleichzeitig in dieser guten, führenden deutschen Familienzeitschrift.

Volkstumspädagogik

Von R. Schmidt, Neisse O.-S., Leiter der staatl. Beratungsstelle in Neisse

Als Josef Nadler im Oktober 1924 im Hochland seinen Aufsatz „Goethe oder Herder?" veröffentlichte, wurde er zum Deuter der treibenden Kraft unserer Zeit- und Geisteswende. Er wollte nicht den einen gegen den anderen ausspielen oder den vergeblichen Versuch machen, beide aneinander oder an einem dritten Grundmaß zu messen; er wollte nichts weniger als an ein Problem heranführen, das nur ein „Entweder — Oder" zuläßt; er wollte eine Frage aufwerfen, die irgendwie uns alle bewegt, die uns Entschlüsse zu handeln und zu leben abnötigt. Der Bruch fünfundzwanzigjähriger Freundschaft zwischen Goethe und Herder in dem „von geistigen Ereignissen hundertfach gezeichneten Jahr 1796" wird für Nadler zum Ausdruck einer Kulturwende. „Zwei Kulturtypen prägten sich aus, und es ist die Frage, ob ein Volk zu gleicher Zeit sich zu beiden bekennen kann, ohne in sich zu zerreißen und aus innerem Widerspalt an beiden vorbei zu leben." Mit diesem Satze rührt Nadler an unsere Not und zwingt zu einem entscheidenden „Entweder — Oder" durch seine Frage: „Und wenn ein neues Zeitalter uns entgegensteigt, wessen Züge trägt diese neue Kultur? Die Goethes oder die Herders?" Es ist bezeichnend für unsere Unruhe, daß die Entscheidung in diesem „Entweder — Oder" so schwer gefallen ist und die Kritik an Nadlers Aufsatz auf ein Gegeneinanderausspielen von Goethe und Herder hinauslief. Aber schließlich ist es doch der Zeitgeist, das Zeitempfinden, das entscheidet. Der Zeitgeist aber ist der Geist Herders, wenn man das in diesem Zusammenhange einmal so überspitzt sagen darf. Wir haben in unserer Not den Weg zum Sein zurückgefunden; wir haben erkannt, daß unsere Kultur durch unsere Volkheit bedingt ist, daß diese Volkheit aber von den Kräften der Zeit und des Raumes geformt wurde. Aus dieser Erkenntnis ist ein Empfinden des Verwurzelt- und Verwobenseins in die Mannigfaltigkeit all dieser Kräfte geworden. Es liegt daher im Zuge der gegenwärtigen Zeit, „daß sie das Wort Gemeinschaft mit dem stärksten Tone der Andacht ausspricht" und in ihrem Humanitätsbegriff alle Stufen, alle Stände und Klassen der Menschheit umfaßt. Mit diesem Humanitätsgedanken löste sich auch der Bildungsgedanke aus. Das Goethesche Wort: von der geprägten Form, die lebend sich entwickelt, und die Verse:

„Nach ewigen, ehernen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden"

bezeichnen den innersten Kern dieses Bildungsgedankens. Zwar sind diese Sätze, wie

Spranger sagt, nicht bloß organische Wachstungsgesetze der Materie, sondern sie sind geistige Entwicklungsgesetze. In ihnen liegt ein normativer Faktor, der sie aus Gesetzen des bloßen Geschehens zu Gesetzen des Ethischen, des Schaffens hinüberhebt. Das bedeutet für unsere Bildung nichts anderes, als daß wir uns selber suchen müssen, wenn wir uns erneuern wollen. R. Hildebrand hat solche Selbsterneuerung aus eigener Kraft und Art als ein großes Lebensgesetz der Völker erkannt. Und Fichte hat in den Tagen der Befreiungskriege gelehrt, daß „es lediglich der gemeinsame Grundzug der Deutschheit ist, wodurch wir den Untergang unserer Nation im Zusammenfließen derselben mit dem Auslande abwehren und worin wir ein auf ihm selber ruhendes und aller Abhängigkeit durchaus unfähiges Selbst wiederum gewinnen können." Fichte hat hier die Herdersche Weisheit aufgegriffen, denn Herder hat uns zuerst gelehrt, daß alle großen und bleibenden Menschheitswerte nur dem Mutterboden des Volkes entsprossen sind und daß im Volkstume allein die lebendigen und fortzeugenden Kräfte eines Volkes wurzeln und wirken. Indem er den Menschheitsgedanken zur höchsten Klarheit erhob, hat er uns zu unserem eigenen Wesen zurückgeleitet, ist vom Weltbürgertum zum Volkstum durchgestoßen, hat gezeigt, daß zu Menschheitsgedanken überhaupt nur gelangen kann, wer seiner Eigenart eingedenk bleibt und sie entschlossen zum Ausdruck bringt. Mehr als hundert Jahre hat es gedauert, bis der Herdersche Geist zur herrschenden Macht wurde. Unseren Tagen bleibt es vorbehalten, die Lösung der deutschen Aufgabe: ein Volk zu werden, in der Verwirklichung eines Bildungsideales zu sehen, dessen Wurzeln im deutschen Volkstume liegen.

Dieses Bildungsstreben auf eine Volk-Bildung, Volk-Werdung hin ist durchaus die Vollendung einer Entwicklung. Und es ist der grundlegende Unterschied unserer Tage zu denen eines Humboldt, ein Bildungsideal nicht aus der Idee, sondern aus dem Leben und Weben der Gesellschaft zu konstruieren. Denn die Volkstumspädagogik ist das Ergebnis der jüngsten soziologischen Bewegung und von allgemeinsten soziologischen Strukturprinzipien geformt, die seit der französischen Revolution folgerichtig zum Liberalismus, zur Demokratie und zum Sozialismus führten. Nach dem großen geschichtlichen Ereignis des Weltkrieges beginnt die Vorstellung europäischer Lebens- und Schicksalsgemeinschaft mehr und mehr Blut und Kraft zu gewinnen. Im Hintergrunde der wirtschaftlichen Verflechtung leuchtet auch die Menschheitsgemeinschaft. „Keine Kulturmengerei ist gemeint, kein Völkergemisch, keine Verleugnung von Geschichte und bodenverwurzelter Eigenart" (Guardini), sondern freies und starkes In-sich-stehen, tiefes Verwurzeltsein in eigener Kraft. So ist auch Artikel 148 unserer Reichsverfassung zu verstehen, der von sittlicher Bildung, staatsbürgerlicher Gesinnung und beruflicher Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung spricht.



Prof. Paul Plontke Berlin — Die Anbetung der Könige

Innerhalb der sozialogischen Bewegung forderte der Widerstreit der geistigen Mächte des Volkes eine ihnen überlegene höhere geistige Macht und „Volk-Sein" bedeutete, eine Sendung an das höhere Ganze haben. Erst das Gliedsein einer höheren Einheit macht den Einzelnen zu dem, was er seinem Wesen nach sein soll. Spranger hat schon recht, daß Bildung heute „Kultur der Individualität, Emporführung zur Persönlichkeit" ist. Denn das vollkommene Einzelwesen, das ohne Selbstaufgabe der Gemeinschaft verbunden ist und ihr dient, ist nicht das Individuum, sondern die Persönlichkeit, die in sich die Polaritäten überwindet und zur harmonischen Einheit gestaltet. Werden und Wesen der Gemeinschaft haben ihren großen Anteil auch am Werden und Wesen der Persönlichkeit. Und indem sie für die Gemeinschaft ficht, kämpft sie um ihr eigenes Erbteil. Volkstumspädagogik ist die letzte Konsequenz einer „Pädagogik des Verstehens". In dieser „Sozialpädagogik" lebt außer dem alten christlichen Liebesgeist und dem neuen Nationalgedanken nichts anderes als die werbende Kraft der geistigen Volkstumswerte selbst. In diesem Sinne ist die Schulreform gestaltet worden. Darum hat das Wort Bildung in der neuen Schulreform auch „einen sozialen und volkhaften Ton gegenüber dem alten wissensmäßig einzelmenschlichen Bildungsbegriff", es bedeutet „das Erfülltsein mit allen Kräften, die unser deutsches Volkstum erfüllt und geformt haben" (Ulrich Peters).

Es liegt nun ganz im Sinne des Gemeinschaftsideales unserer Zeit, zu einer Konzentration des deutschen Geistes zu kommen. Das Volkstum erscheint als eine solche Konzentrationsmöglichkeit. Der volkstumspädagogische Gedanke hängt also auch zusammen mit dem Problem der Einheitsbasis der Pädagogik. Das Wort von einer deutschen Bildung ist deshalb kein Schlagwort. Deutsche Bildung will „im Grunde nichts anderes als — Konzentration und Vereinfachung durch Sammlung auf einen bestimmten Mittelpunkt und größere Nähe zu den elementaren und instinktmäßigen Grundzügen unseres eigenen Selbst. Es handelt sich — um nicht Rückwärtssehendes, sondern um Vorschauen und Hineinbauen in die Zukunft, um Leben in der Gegenwart, aber, eben doch — um ein Schöpfen aus der historischen Lebensfülle, innerhalb deren erst das Neue und Eigene erwächst."

Walter Hofmann hat in den Leitsätzen die er auf der Volksbildungstagung in St. Martin bei Graz im November 1923 seinem Vortrag über „Volksform und Bildungsform" zugrundegelegt hatte, die jetzt in der Schrift „Volksbücherei und Volkwerdung" ihre letzte Fassung erhalten haben, die gegenwärtige Lage der Volksbildung, ihre Aufgabe und ihr Ziel gezeichnet. Diese Leitsätze sind auch nach einer anderen Seite hin beachtenswert, denn sie geben wohl den knappsten Aufriß dessen, was man unter „Volkstumspädagogik" zu verstehen hat; sie fassen ebenso das vorhin Gesagte zu-

sammen, weshalb sie hier als Abschluß dienen mögen. Aus den sieben (in der neuen Schrift sind es fünf) Leitsätzen Hofmanns hebe ich für unseren Zweck heraus:

„— — Volksbildung ist Formung des Volkes zur Volkheit. Was Volkheit, Volksform schafft, ist der Volksbildungsarbeit willkommen. — — Geistige Entfaltung und Gestaltung kann sich nur vollziehen im Flusse einer geistigen Tradition. — Volkheit, geformte Volkskraft kann nur werden, wenn von den im Volke selbst lebendigen und seelischen Antrieben und Kräften ausgegangen wird — Die Aufgabe ist daher: die tatsächlichen Lebensantriebe des Volkes in seinen verschiedenen Kreisen und Schichten zu erkennen, für die verschiedenen Lebensantriebe die entsprechenden geistigen Antriebe in der kulturellen Produktion zu suchen und die entsprechenden Kulturgüter dann an den entsprechenden Stellen des Volkslebens einzusetzen. — Die praktische Arbeit der Volksbildung als Volkbildung besteht .... in der Aufrichtung einer neuen lebensvollen Ordnung der Kulturgüter —. Volksform, Volkheit ... geprägte Form, die lebend sich entwickelt ... kann für ein ganzes Volk nur dort werden, wo die Lebenstendenzen von dem Bewußtsein um ein Letztes im Leben des Volkes Seinsollendes gewertet und geordnet werden. — Die Volksbildungsarbeit ist daher das natürliche Wirkungsfeld der weltanschaulichen Hauptströmungen in unserem Volke. — Volksbildung gilt grundsätzlich dem Gesamtwesen, der Formung des Volkes zur Volkheit aus den Grundkräften des Volkes heraus. — Das Seinsollende in der Volksbildungsarbeit ... ist aus dem Walten der lebendigen Volkskräfte, aus ihrer klaren Erkenntnis heraus zu entwickeln."

Notwendig hat diese Zielsetzung der Volksbildung den Blick gelenkt auf die Wissenschaft, die uns die „Kunde" vom Volke vermittelt; die uns sagt, was Volkheit, Volksform schafft; die uns die tatsächlichen Lebensantriebe des Volkes in seinen verschiedenen Kreisen und Schichten aufzeigt; die uns offenbart, was dem Volke ein Gut ist; die, kurz gesagt, allein dazu befähigt, in jeder Beziehung einwandfreies Lehrgut zur Verfügung zu stellen und darum die pädagogische Voraussetzung der Volksbildungsarbeit ist. Das ist die Volkskunde. Es verwundert nicht, daß die Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens diese Bedeutung der Volkskunde herausstellen. Sie soll die Heimat und durch sie das Vaterland geistig vertraut machen." Ihre Grundlage ist eine lebensvolle, nicht aus Büchern, sondern aus Schauen und Erleben geschöpfte Heimatkunde. Im Heimatsort ... läßt sie ... zunächst hineinwachsen in die Stammesgemeinschaft, wie sie in der Mundart, in der Volksdichtung, in Tracht und Nahrungsmitteln, in der besonderen Wertschätzung gewisser Pflanzen und Tiere, in der Namengebung, in Siedlungs- und Bauformen, in Recht, Sitte und Brauch, in Fest- und Trauergewohnheiten, in allerlei Aberglauben sich ausprägt, — sie deutet ihm die Spuren der Geschichte, die auf dem heimatlichen Boden sich abgespielt hat. Von der engeren Heimat erweitert sich ihr Kreis allmählich zum Vaterland; von der Stammeseigentümlichkeit zum Volkstum —." Die Volkskunde erschließt so die ganze Breite und Tiefe des deutschen Volkstums und führt, „ausgehend von der deutschen Altertumskunde und der deutschen Geistesgeschichte", allmählich zum „psychologischen Verständnis der deutschen Art, wie sie in Märchen, Sage, Mythus, Volkslied, ganz besonders aber auch in der Sprache selbst, in Recht, Sitte und Brauch sich ausprägt." Die Volkskunde offenbart die gewaltige Formkraft der Tradition, die Verflochtenheit alles Geistigen im Wandel der Zeiten mit Mensch und Raum und Schicksal: sie offenbart ebenso die Gesetze des Wandelns und Werdens. Als Lehrfach weckt sie daher das Gefühl „für die in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Stämme sich offenbarende einheitliche Volksgemeinschaft, die hinter allem Wechsel der Geschlechter und Lebensformen steht und alle Standes- und Bildungsunterschiede hinter sich läßt." Damit ist die eminente pädagogische Bedeutung der wissenschaftlichen Volkskunde amtlich sanktioniert und die Notwendigkeit ihres Daseins und ihres Studiums für alle Volksbildner anerkannt.

Diese Wertung der Volkskunde in der Gegenwart erfordert eine Besinnung auf ihr Sein und Wollen als Wissenschaft. Bringt uns die Volkskunde tatsächlich Kunde vom Volke? Ist sie die „Naturgeschichte" des deutschen Volkes? und darum der Boden, auf dem die volkstumspädagogische Idee ihr System errichten kann? Um zu einer Beantwortung dieser Frage zu kommen, hat es heuristischen Wert, das Werden der Volkskunde zu betrachten. Denn das geschichtliche Werden führt uns in ihre Eigenart am besten ein; auch ergeben sich aus ihrer Entwicklung manche Einsichten und Erkenntnisse zur fruchtbaren Beurteilung des gegenwärtigen Standes unserer Wissenschaft.

Altes schlesisches Tischgebet

Wir haben gegessen,
Wir wollen Gottes des Herrn nicht vergessen,
Wir wollen ihm sagen Lob, Ehr und Dank,
Für seine väterliche Speise und Trank,
Für seine Angst und Not,
Für seinen herben bittern Tod.
Beschere uns lieber HERRE GOTT
Das täglich Brot
Und einen seligen Tod, Amen.

Chronik des Lucae von 1689,
mitgeteilt von Walter Krause.

Aus dem Zülzer Ghetto

Von Louis Lewin

III.

Im „Oberschlesier“[1] ist bereits auf zwei Schriften Israel Rabins zur Ghettogeschichte von Zülz kurz hingewiesen worden. Die erste, „Die Juden in Zülz“, erschien als Anhang zum Jubiläumsbuche von Johannes Chrząszcz, Geschichte der Stadt Zülz, Zülz 1926, und als ein um manches bereicherter Sonderabdruck; die zweite „Vom Rechtskampf der Juden in Schlesien (1582—1713)“, Breslau 1927, als wissenschaftliche Beilage des Berichts des jüdisch-theologischen Seminars zu Breslau erschienen, bringt neuere und bedeutsame Nachrichten auch für Zülz, das im Brennpunkte dieses über ein Jahrhundert währenden Ringens stand. Da in dieser Zeitschrift noch nichts von den Ergebnissen dieser zu großen Teilen aus archivalischen Quellen geschöpften Forschungen mitgeteilt worden ist, sei in aller Kürze das bedeutsamste hier zusammengefaßt.

Die Überlieferung, daß in Zülz bereits im vierzehnten Jahrhundert Juden seßhaft waren, findet ihre Bestätigung in der Äußerung ihres Grundherrn, des Freiherrn von Proskowski, aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, daß „die Juden zweihundert Jahre hier gewohnt haben“, und in der kaiserlichen Instruktion vom 9. November 1591, daß „sy von unvordenklichen Jahren daselbst gewohnt“. Die Gründer der Gemeinde waren, wie es scheint, Böhmen und Mähren. Urkundlich werden sie aber zuerst 1534 genannt. Die zweite Hälfte des sechzehnten und das ganze siebzehnte Jahrhundert war erfüllt von Kämpfen um ihre heimatliche Bodenständigkeit, die ihnen von den schlesischen Fürsten und Ständen, zeitweise auch vom Kaiser, streitig gemacht wurde. Aber die Grundherren von Zülz blieben ihnen allzeit getreue Beschützer. Bewunderungswürdig ist die zähe Ausdauer, mit der sie ihre alten Rechte verteidigten und erweiterten. Gings nicht mehr aus eigener Kraft, so halfen die Glaubensbrüder in Böhmen, Mähren und Polen. Der Gegensatz der wirtschaftlichen Interessen hat die Gemeinde in Zwistigkeiten mit den Städtern öfter gebracht, aber als es galt, das Hauptprivilegium der Judenschaft zu sichern, erteilte ihr der Rat am 11. Januar 1689 ein günstiges Attest.

Die Bevölkerung erreichte um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts mit über tausend Seelen ihren höchsten Stand und sank seitdem auf ein Minimum von neun Seelen im Jahre 1926 herab. Die Breslauer Kolonie der Zülzer datiert seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Ihren Mittelpunkt bildete die „Zülzer Schul“, das heißt Synagoge.

Dem Verfasser der zwei oben genannten Schriften war es nicht möglich, dem Zülzer Ghetto eine eigene erschöpfende Darstellung zu widmen, weil sie nur im Rahmen umfassender Abhandlungen ihren Platz finden konnten. Darum sei es hier gestattet, manches nachzutragen.

[1] Vergl. „Der Oberschlesier“ IX 64 ff., 635 ff.

Der Judenschutz der Grundherrschaft hörte erst mit dem Edikte vom 11. März 1812 auf, als die preußischen Juden Bürger wurden. Außer der Geld- und Gewürz-Abgabe hatte die Gemeinde an den Pfarrer jedes dritte Jahr Stoff zu einem Kleide zu entrichten.[2] Die Judenschaft besaß im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eigene Gerichtsbarkeit,[3] daher es außer den Rabbinern noch Rabbinatsbeisitzer gab. 1736 muß der Handel der Zülzer in Breslau nicht unbedeutend gewesen sein, denn ihre merkantilen Interessen vertrat bei Behörden und Kaufmannschaft der „Zülzer Schames“, das heißt Sachwalter, David Moses.[4] Bereits 1804 regte Graf Hoym die Errichtung einer öffentlichen Schule an.[5] Schon seit dem Jahre 1600 finden wir Zülzer Juden in Prag, im achtzehnten Jahrhundert in Berlin und Königsberg i. Pr., darunter die Familiennamen Friedland und Friedländer. Die Träger dieser Namen waren durch Bildung und Mäcenatentum ausgezeichnet. Aber es ist schwierig festzustellen, welches Friedland als Mutterstadt in betracht kommt. Auch in Posen, Lissa und Kutno lebten im achtzehnten Jahrhundert Zülzer Emigranten.[6] Es wird erzählt, daß die Gemeinde in Neisse ihr Aufblühen dem Zuzuge von Zülzern zu verdanken gehabt habe. Nach 1827 war die jüdische Bevölkerung so bedeutend, daß sie zehn Stadtverordnete stellte.[7] 1856 bestanden zwei Synagogen, ein unbenutztes Lehrhaus und einen Frauenverein zur Feier der Jahresgedächtnisse verstorbener Mitglieder.[8] 1876 war die Gemeinde bereits so geschwächt, daß sie aus eigener Kraft den Friedhofszaun nicht mehr wiederherstellen konnte, sondern einen Aufruf zur Hilfe erließ.[9] Im Juni 1848 plante der Gutsbesitzer Berliner auf Schloß Zülz die Anlegung zweier ländlicher Kolonien, auf denen Christen und Juden angesiedelt werden sollten. Sie sollten nach Moses Mendelssohn und dem Philanthropen Israel Jacobsohn benannt werden und jede etwa sechzig Familien umfassen.[10] Anscheinend erging es diesem Projekte wie dem gleichzeitigen des Posener Oberrabbiners Salomo Egar, das scheiterte.

Über die Bewegung der Bevölkerung ist noch folgendes bekannt. 1791 zählte man 1012 Seelen, 1835 und gegen Ende 1843: 124 Familien, 1844: 755 Seelen, 1849:

[2] Mitteilungen des Gesamtarchivs der deutschen Juden, Leipzig 1915, V 186, Rönne und Simon, Verhältnisse der Juden, Breslau 1843, S. 13 Anm. 6.

[3] Jost, Neuere Geschichte der Juden IX 112, nach Zimmermann, Geschichte der Juden in Schlesien.

[4] Breslauer Stadtarchiv N N N 514 a.

[5] Bramm, Jahrbuch zur Belehrung und Unterhaltung, Breslau 1893, S. 53.

[6] Hock = Kaufmann, Die Familien Prags, Preßburg 1892, S. 17, 219, 285, Gronemann, Genealogische Studien, Berlin 1913, S. 108, Trillinger, Mischnat Rabbi Elieser, Frankfurt a. d. Oder 1707, Ende, Lewin, Deutsche Einwanderungen in polnische Ghetti, Frankfurt a. Main 1907, S. 36, 108, Eisenstadt-Wiener, Daat Kedoschim, Petersburg 1897/8, S. 235, Handschrift Nr. 304 meiner Sammlung, Pentateuch Mendelssohns, Berlin 1783; Subskribentenverz.

[7] Bramm, Der älteste jüdische Gemeindeverband in Preußen, Breslau 1916, S. 11 Anm. 1.

[8] Wertheim, Kalender und Jahrbuch, Berlin 1857, S. 112.

[9] Archiv der Synagogengemeinde Kempen i. P. Rep. 157 Fach 12 Vol VIII.

[10] Fürst, Orient, Leipzig 1848, S. 246.

539 Seelen, 1856: 60 Familien mit 411 Seelen, 1871: 248 Seelen, 1880: 129 Seelen und 1910: 20 Seelen.[11]

Die jahrhundertelange Seßhaftigkeit hatte die Ausbildung eines selbständigen Ritus ermöglicht.[12] Sehr viele Zülzer wurden bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein nach auswärts an führende geistliche Stellen berufen. Noch 1830 war die Gemeinde „voll von Weisen und Schriftgelehrten.[13]

Die Zülzer Rabbiner galten als halbe Landesrabbiner. So ist es zu verstehen, daß „der Hauptwiderstand gegen gewisse dem [schlesischen] Landrabbiner eingeräumte Befugnisse von Zülz ausging."[14] Einige noch wenig bekannte Daten zur Geschichte des Rabbinats seien hier zur Ergänzung mitgeteilt. Jsachar Bär ben Obadja Satanow vor 1683; Schalom ben Josua Heschel 1682/3 (?); Menachem Mendel ben Abraham Aberl starb 1719; Jsak Selig Caro 1730; Elieser ben Samuel starb 1745; Akiba Eger 1748; Jakob Jsak Halevi 1758/9; Matitjahu Neugröschel 1766/7, starb in Prag 1778; Hirsch ben Abraham Janow 1768—72, starb in Fürth 1785; Benjamin Wolf Eger vor 1788; Meschullam Salomon Cohn bis 1789; Mose Elieser Lipmann ben Simson Halevi 1794; Salomon Cohn 1811—23; Aron ben Baruch Graetz 1827, starb 1837; Arje Löbusch ben Salomon Landsberg 1839 ff.; 1856 war das Rabbinat bereits vakant.[15]

Der bereits genannte Zülzer Arzt Dr. Samuel Löw Sobernheim wird als „Mogono-Bingensis gente Judaeus" bezeichnet, hat in Halle vier Jahre Philosophie und Medizin studiert und gab in seinem Promotionsgesuch an „in Mainz praxin medicam exerciren" zu wollen. Unterm 26. März 1753 erhielt er die Promotionserlaubnis für Halle.[16] Sein Sohn, der Posener Dr. Sobernheim senior, war Subskribent auf Bensews hebräische Sprachlehre „Talmud Laschon Jbri", Breslau 1796.

[11] Brann a. a. O. S. 12 Anm. 2, Wertheim a. a. O., Orient 1844 S. 20. In der Denkschrift zu dem Entwurf einer Verordn. die Verhältnisse der Juden betreffend, [Berlin 1846/47], Beil. I B S. 26 werden für Ende 1843: 709 Seelen angegeben.

[12] Kizzur Maabar Jabbok, Frankfurt a. d. Oder 1815.

[13] Hamburger, Mekori Baruch, Breslau 1830, Vorw.

[14] Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft V 186.

[15] Löwenstein, Index approbationum, Berlin 1823, S. 1535, 2340, Buber, Kirja, Nisgaba, Krakau 1903, S. 49, Lewin, Geschichte der Juden in Lissa, Pinne 1904, S. 186, 250, 289, 315, Heppner-Herzberg, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden u. d. süd. Gemeinden in den Posener Landen, Koschmin 1904, S. 558, Literaturblatt des Orients, Leipzig 1848, S. 15 f., Handschrift Nr. 60 meiner Sammlung, Haeschkol, Krakau 1913, VII 223 und Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 1913 S. 349, 362, wo Widersprüche sind, Jüdische Presse, Berlin 1902, S. 382, Wiener, Bibliotheca Friedlandiana, Petersburg 1893 ff., Nr. 317, Harkavy-Festschrift, Petersburg 1908, S. 152 f., Lewin, Aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde zu Pinne, Pinne 1903, S. 16, Jahrbuch der jüd.-lit. Gesellschaft II 32, Magazin für die Wissenschaft des Judentums, Berlin 1874, I 43, Brann, handschr. Notizen aus seinem Nachlaß, Eibenschütz, Jaarot Debasch, Karlsruhe 1779, S. 65 a, Wertheim a. a. O.

[16] Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Kisch-Halle vom 27. 11. 1927.

Waldwanderungen in den Malapaneniederungen

Von Prof. Dr. Theodor Schube

Ein sehr beträchtlicher Teil der oberschlesischen Wälder, die noch vor 100 Jahren ganz überwiegend ein freudiges Gemisch von Laub- und Nadelholz darstellten, ist seitdem infolge der Niederlegung der Altbestände mittels Kahlhiebes und durch ausschließlichen Anbau der Kiefer, die allerdings auch schon früher vielfach die Vorherrschaft ausübte, in äußerst einförmige Kunstforsten umgewandelt worden; es trägt dies nicht wenig zu dem absprechenden Urteile der Durchschnittsreisenden über die Reizlosigkeit des Landes bei: führen ihnen doch gerade die südostwärts gerichteten Hauptbahnstrecken, soweit sie nicht Acker-, Wiesen- und Teichgebiete durchschneiden, fast ausschließlich solche Schablonenwälder vor Augen. Gleichwie aber auch sonst die gar nicht so unbedeutenden landschaftlichen Reize vieler Geländeabschnitte nur deswegen so wenig bekannt sind, weil sie in dem an sich schon von den großen Kulturzentren so weit entfernten Teile Deutschlands zu verstreut liegen, so steht es auch mit den Resten der Waldesschönheiten Oberschlesiens, die glücklicherweise doch noch in fast allen seinen Kreisen in nennenswerter Zahl geblieben sind.

Freilich habe auch ich in den ersten Jahren meiner Studienfahrten, die ich damals ausschließlich zu Fuß ausführen mußte, oft genug gestöhnt, wenn ich zur Erreichung solcher Stellen, die nach der Meßtischblattskizze floristisch Belangreiches versprachen, manchmal stundenlang durch jene eintönigen Kieferstangengehölze mich hindurchzuschlagen genötigt war, deren Bodendecke zufolge der vorangegangenen Stockrodung fast nur aus dürftigen Flechten und Moosen, günstigstenfalls aus Blaubeer- und Preiselbeersträuchlein bestand, zumal wenn sogar das ersehnte Ziel sich als durch die „rationelle" Forstwirtschaft so bösartig verändert erwies, daß ich enttäuscht wieder von dannen ziehen mußte; für denjenigen aber, der gleich mir — in den letzten 33 Jahren — durch Benutzung des Fahrrades diese leidigen Zeitabschnitte der Exkursionen wesentlich verringern konnte, fallen diese nicht so sehr ins Gewicht. Auch sind ja in den letzten Jahrzehnten viele der abgelegeneren Stellen durch neue Bahnstrecken und manche Kraftwagenlinien erheblich leichter zugänglich gemacht worden.

Und so gibt es denn auch im Waldgebiete der Malapane, selbst wenn wir uns bei Streifzügen durch ihre Niederungen innerhalb ziemlich enger Grenzen halten, noch Naturschönheiten und „Naturdenkmäler", d. h. durch Größe und durch Anmut oder Eigenart des Wuchses ausgezeichnete Gebilde in hinreichender Menge, um selbst verwöhntere Augen zu befriedigen, vorausgesetzt, daß ihr Besitzer, auch wenn er wohl schon weit in die Ferne geschweift ist, sich offenen Sinn für die Eigenheiten des Heimatlandes bewahrt hat. Hoffentlich gelingt es den Bemühungen seiner Freunde, die sich ja glück-

licherweise in unserer Zeit gerade in Oberschlesien recht rührig zeigen, den Schutz der Natur hier erfolgreich durchzusetzen und ihren Liebhabern ihre bescheidenen Freuden zu erhalten. Es wäre recht sehr zu wünschen, daß auch die reifere Schuljugend auf ihren Wandertagen solcher Genüsse, zur Würdigung der eigentümlichen Reize der Heimat und zur Förderung der darauf begründeten Liebe zu ihr, in reichem Maße teilhaftig würde; möchte doch zwischen deren Leitern durch Erzielung taktvollen Verhaltens und den Forstverwaltungen, die, leider nicht ganz ungerechtfertigterweise, namentlich den „freien" Wandervogelzügen oft mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstehen, überall ein gutes Einvernehmen walten.

Das Gebiet an dem Oberlauf des Flusses, der, zunächst bei normalem Wasserstande noch wenig ansehnlich, den Woischniker Stadtwald in auch hier schon vielfach gewundenem Laufe durchzieht, ist uns bedauerlicherweise verloren gegangen; es ist forstästhetisch, soweit ich es beurteilen kann, wenig belangreich (während u. a. die Kalkberge um W. eine artenreiche Flora tragen und dem Botaniker manche Seltenheit bieten). Mir wäre seinerzeit (mein Tagebuch nennt den 2. 4. 94) das Herumschlendern entlang der Grenze dort beinahe sehr übel bekommen, denn gerade als ich an den Grenzstein 154 zu näherer Betrachtung herantreten wollte, erhob sich aus dem nahen Busch ein weißbemantelter Kosak, durch den ich wohl bei weiterem Vorschreiten verhaftet worden wäre. Von dem Mischwalde, den hier südlich vom Flusse das Meßtischblatt andeutet, konnte ich nichts rechtes wahrnehmen, auf der Nordseite war kläglicher Sandboden, den ich aber hier zum ersten Male (wie später öfters in den niederschlesischen Heidegegenden) weithin von den zuweilen mehrere Quadratmeter bedeckenden, tief grünen, winterharten Rasen der Bärentraube verhüllt sah. Übrigens sind in der Nähe, wie ich mich später (zuletzt 1917) überzeugte, doch recht anmutige Hochwaldstellen vorhanden, u. a. bei dem Forstorte Zweibrücken am Ellguther Wasser, kaum 2 km von der Buckelbrücke über die Malapane entfernt, Kiefern mit dem für diese Baumart schon recht beträchtlichen Umfange (wie immer in Brusthöhe gemessen!) von 3 m und zwischen diese eingesprengt fast ebenso starke Fichten nebst verschiedenen Laubhölzern: ich konnte ein recht hübsches Bild von dort meiner Sammlung einfügen.

Auf eingehendere Besprechung dieses Abschnittes möchte ich verzichten, schon weil ich mich in neuerer Zeit aus naheliegenden Gründen nicht mehr davon überzeugen konnte, ob das von mir hier Erschaute noch besteht. Erwähnen möchte ich nur, daß ich bei Truschütz Eichen mit einem Stammumfange von $5^1/_2$ m nahe dem Flusse sah; im weiteren Abstande von ihm wird die echte Eiche (Sommereiche, „Stieleiche" der Förster) wie meistens auf Sand- und Kiesböden durch die Steineiche (Wintereiche, „Traueneiche" der Förster vertreten, von jener leicht durch die länger gestielten, am Grunde verschmälerten Blätter unterscheidbar, von der ich die stärkste mir aus Oberschlesien bekannte



Die Fußwaschung

Prof. Paul Plontke Berlin

(Umfang $4^1/_4$ m; sie bleibt stets erheblich hinter der Sommereiche zurück!) im nahen Revier Kl.-Zyglin sah. Im Revier Jendryssek (Jagen 66) steht eine Eibe mit nahezu 2 m Umfang, die stärkste der wenigen, die ich im Innern der oberschlesischen Waldungen nachweisen konnte. Endlich mag noch auf eine dem Biologen beachtenswerte Stelle an der Heerstraße zwischen Brusiek und Koschentin, wenige km von unserm Flusse entfernt, hingewiesen sein, an der man ein ähnliches Bild zu sehen bekommt, wie ich es in meiner vom Oberpräsidium herausgegebenen Flugschrift[1] über oberschlesische Naturdenkmäler auch aus der Forst Proskau gebracht habe: von 2 Kiefern, die von dem mittleren Teil ihrer Stämme nach gegenseitiger Abscheuerung der Rindenschichten die dem Dickenwachstum und der Ernährung dienenden Lagen vereinigt haben, wird die eine nach Durchsägung und Entfernung des unteren Teils schon seit langer Zeit von der andern getragen und ernährt.

Bis dahin, trotz Aufnahme einer ganzen Anzahl kleinerer Gewässer, immer noch ziemlich schwächlich, wird unser Fluß nach der Einmündung des kräftigeren Stollenwassers schon recht ansehnlich; zwischen Zawadzki und Colonnowska rauscht er, obgleich durch den Hüttenkanal angezapft, stellenweise selbst bei mittlerem Wasserstande recht hörbar: vielfach drängt er so heftig gegen das Ufer an, daß er es arg unterspült und senkrechte Abstürze von mehreren Metern Höhe geschaffen hat. (So sieht man es z. B. nahe der Stelle, die im Meßtischblatt als „Ruine" angegeben ist.) Daß er in älteren Zeiten vielfach sein Bett verlegt hat, ist aus dem Meßtischblatt leicht abzulesen. Hier ist auch der floristisch und forstästhetisch bedeutendste Abschnitt des Gebietes, das wir im Geiste durchwandern. Außer denjenigen Kräutern und Sträuchern, die in den noch nicht dem „rationellen" Betriebe verfallenen Wäldern unserer Ebene den Hauptteil der üblichen Bodendecke bilden (unter denen das Lungenkraut, Pulmonaria officinalis, und die Frühlingserbse, Lathyrus vernus, durch den Farbenwechsel ihrer Blüten von Rot über Violett in Blau auffallen), trifft man gar manche minder häufige, ja sogar mehrere an, deren Auftreten hier pflanzengeographisch von Belang ist. Zu den letzteren gehören zwei Kräuter, die in der Gegend von Colonnowska ihre am weitesten vorgeschobenen Posten haben. Das ist einmal eine Gänsekressenart, Arabis Halleri, die mit ihren blendend weißen Blüten allenthalben auf offenen Plätzen, besonders in der Nähe der Ufer hervorleuchtet. Sie ist hierhin von den östlichen höheren Landesteilen, besonders entlang dem Stollenwasser, herabgewandert. Sonst ist sie nur noch im Vorgebirge daheim, vom Gesenke bis in die Oberlausitz, einerseits ziemlich hoch hinaufsteigend, andererseits auch dort mit den Flüssen zuweilen weit hinabgeführt, z. B. vom Bober bis Bunzlau. Mit ihr vergesellschaftet tritt öfters

[1] Auch in dem neueren Buche „Naturdenkmäler und Naturschutzaufgaben in Schlesien"; Breslau (W. G. Korn), 1927.

die ihr nahe verwandte „Sandgänsekresse", Ar. arenosa, auf, deren Blüten minder glänzend, zuweilen violett angelaufen sind. Sie ist, mehr zerstreut als jene, bis in die Gegend von Oppeln verfolgbar, breitet sich übrigens neuerdings stark, namentlich entlang den Bahnstrecken aus: während sie z. B. in meiner Festgabe zur Hundertjahrfeier der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur[2] aus dem Kreise Rosenberg nur von Radau genannt ist, konnte ich sie in den letzten Jahren überall an der Bahn von R. nach Landsberg feststellen. (Auch andere Kreuzblümler lassen sich gern durch den Bahnverkehr verschleppen; als neu für das Malapanegebiet konnte ich z. B. kürzlich unweit des Bahnhofs Vossowska die Herzkresse, Lepidium Draba, beobachten.) Das andere Kräutlein ist eine der hübschen Lerchenspornarten (Corydalis solida), recht ähnlich der an humosen Waldstellen nicht gerade seltenen Art (C. cava, wegen der Höhlung in ihrer Knolle auch Hohlwurz genannt), aber außer durch die Derbheit der Knolle durch den Besitz eines schmalen Niederblattes am Grunde des Stengels und durch die fast stets zerschlitzten (bei jener ganzrandigen) Tragblätter der Blüten von ihr verschieden. Sie ist weiter östlich ziemlich häufig, fehlt aber nach Westen hin durchaus (in Ostpreußen ist sie verbreitet). Ob auch sie ihr Gebiet noch erweitert, ist ungewiß; während bisher der von mir 1903 beobachtete Standort beim Forsthause Malapartus als der westlichste galt, habe ich sie neuerdings noch westlich vom „Jagdhaus Kunten" angetroffen: immerhin ist es möglich, daß hier die Pflanze bisher nur übersehen war. Während jene Gänsekresse hier zu vielen Hunderten sich zeigt, konnte ich eine andere gleich ihr vorwiegend im Vorgebirge heimische Kreuzblümlerin, das Springschaumkraut (Cardamine impatiens) bisher nur in wenigen Stücken an dem Bächlein zwischen der Malapane und der Brzinitzka auftreiben. Wahrscheinlich kommt sie doch noch an andern Punkten vor, geradeso wie die Waldraute, Thalictrum aquilegifolium, die an einer Stelle bei Zawadzki beobachtet wurde; beachtenswert ist ferner auch das Vorkommen von Schneeglöckchen und Türkenbund, die beide besonders zu schonen sind; sie stehen ja sogar auf der Liste der offiziell geschützten Pflanzen. Bingelkraut, Leberblümlein und Waldmeister, welch letzterer bekanntlich ein ausgesprochener Buchenbegleiter ist, zeigen sich an vielen Stellen, an geeigneten daneben unser zierlichstes Farnkraut, der Eichenfarn (Aspidium Dryopteris) und der ihm verwandte Buchenfarn (A. Phegopteris); auch der niedliche Siebenstern guckt hie und da aus dem übrigen „Kräutich" heraus. Die roten Blüten der Lichtnelke (Melandryum rubrum) und die goldgelben des „wolligen" Hahnenfußes (Ranunculus lanuginosus) tragen das ihrige

[2] Die Verbreitung der Gefäßpflanzen in Schlesien preuß. und österr. Anteils; Breslau 1903 und 1904. Das Buch, in dem alle bis dahin bekannten Standorte berücksichtigt sind, ist auf meine Veranlassung den Bibliotheken sämtlicher Höheren Lehranstalten, Kreisschulinspektorate usw. geschenkweise zugegangen, so daß Interessenten es dort einsehen können.

zu dem Farbengemische bei. Hoffentlich verlockt es nicht angebliche Naturfreunde (und -freundinnen!) zu allzu reichlichem Pflücken; es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, welche Torheit, ja geradezu Sünde in dieser Art „Blumenliebhaberei" liegt, die in Wahrheit ein zweckloses Wüten gegen die Pflanzenwelt ist.

Unter den mit hübschen Blüten versehenen Sträuchern zeigen sich hier (wie übrigens fast im ganzen übrigen Oberschlesien auf Sandboden, selbst in sonst wenig erfreulichen Kiefernwäldern) der sowohl durch seine Bestäubungseinrichtung wie auch durch den anatomischen Bau der Zweige biologisch sehr interessante Besenstrauch und der „regensburger" Geisklee (Cytisus ratisbonensis); ferner im zeitigsten Frühjahr (zuweilen schon im Februar!) durch die rosenroten Blüten und im Spätsommer durch die knallroten Früchte hervorstechend der Seidelbast. Er ist hier, wie überhaupt an geeigneten Stellen in ganz Oberschlesien, nichts weniger als selten; daß eine bescheidene Entnahme seiner Blüten unbedingt verboten ist, erscheint in diesem Teile des preußischen Staates wenig angebracht. Ob das Wilde Geisblatt (Lonicera Periclymenum), das ich für Oberschlesien erst vor wenigen Jahren — üppig gedeihend— im Stobergelände und im Vorjahr im Prosnagebiet entdeckte, in dem der Malapane als ursprünglich aufzufassen ist, bedarf weiteren Nachspürens: beim Jagdschlosse Cunten, wo es mir kürzlich begegnete, ist es möglicherweise nur verwildert.

Der Baumbestand setzt sich aus einem reichen Gemenge von Nadel- und Laubholzarten zusammen. Von den ersteren sind unsere 3 Hauptarten hie und da in wahren Prachtstücken vertreten. Von den Kiefern kann man mehrere mit hohen, säulenförmigen Schäften, z. B. ganz nahe dem Forsthause Eichhorst bewundern, auch im Revier Zulkau und zwischen Keltsch und der Kruppamühle sah ich ähnliche, darunter eine als einen unserer letzten Zeugen für die in früheren Jahrhunderten weit verbreitete Wildzeidelei („Beutbierenwirtschaft"): in den Stämmen kräftiger Bäume richtete man durch Herausschlagen des Holzes in merklicher Höhe über dem Boden Hohlräume ein, die man mittels eines nur mit einem Schlupfloche versehenen Brettchens verschloß und nun als Bienenstock benützte. Der Baum war schon vor 20 Jahren gar altersschwach, doch sollte bei etwaiger Fällung der untere Teil mit den Bienenresten geschont werden. Herrliche Fichten (Umfang wie bei jenen bis zu fast $3^1/_2$ Meter), z. T. in der „Trauerform" mit tief herabhangenden Ästen, begleitet von nicht allzuviel schwächeren Tannen, stehen u. a. dicht am Hauptwege zwischen Eichhorst und Colonnowska.

Die Anzahl der Laubholzarten ist, selbst wenn wir eben nur die baumbildenden berücksichtigen, recht beträchtlich. Zunächst seien die Eichen genannt, von denen wieder mehrere ob ihrer Stärke, z. T. auch wegen ihrer Formvollendung als Naturdenkmäler aufzufassen sind; die stärksten dürften die auf den Sandowitzwiesen unweit Eichhorst (Umfang bis zu reichlich 6 Meter) sein, etwas schwächer ist die — ziemlich versteckt stehende —

Hubertuseiche. Ihr gleich kamen einige, die ich beim Forsthause Kruppamühle sah. Ihnen am nächsten stehen hier an Größe die Buchen, an Vornehmheit des Wuchses in der Regel allen andern überlegen. Sehr gut würde sich diejenige beim neuen Jagdschloß Malapartus ausnehmen, wäre sie nicht schon etwas vom Zahne der Zeit benagt. Ihr Umfang beträgt $3^3/_4$ Meter, noch stärker und besser erhalten sind einige im Jagen 275, nicht weit vom Forsthause Jaswin. Auch Linden und Hainbuchen finden sich eingestreut, allerdings nur solche von mittlerer Stärke (Umfang etwa 2 Meter). Recht wirkungsvoll sind zahlreiche Eschen, manche im Umfang erheblich über 3 Meter hinausgehend; auch Rüster, Urle (Bergahorn) und Ahorn (Spitzahorn) sind gut vertreten, von letzterem erblickt man ein „Staatsexemplar" mit 20 Meter Länge des vollbekronten Schaftes an jenem Hauptverbindungswege, beim Schlagzeichen 258. Ein anderer prächtiger Ahorn (Umfang $3^1/_2$ Meter!), durch das daran befestigte Heiligenbild wohl so lange als möglich gegen Eingriffe von Menschenhand geschützt, begrüßt den Wanderer an der Straße von Zawadzki nach Pawonkau.

Überrascht war ich, als mir an einer auch sonst recht malerischen Stelle des Flußufers das Laub einer Silberpappel entgegenleuchtete; die weiter westlich jedenfalls nur zufolge von Anpflanzung gedeihende Art darf in der Niederung der mittleren Oder und des dort angrenzenden Teils ihrer Nebenflüsse als urwüchsig angenommen werden, und somit gil dies nach dem hiesigen Vorkommen auch für unser Wandergebiet.

Abwärts von Vossowska werden die Wälder wieder ziemlich einförmig, wenn auch nicht in so hohem Grade, wie unsere Normalkieferforsten.

Ein ganz ungewöhnliches Bild stellt sich demjenigen dar, der von der Heerstraße nach Krascheow gegen Mischline abbiegend, einige km Weges nicht scheut, denn hier erhebt sich, wenig westlich von der Hauptstraße, wohl die stolzeste Wachholdergruppe von ganz Oberschlesien. Der Wacholder ist ja in der Regel ein gar unansehnlicher Strauch, der sich durch die besondere Schärfe seiner Nadelspitzen recht unliebsam bemerkbar machen kann; zuweilen gelingt es aber dem Mitteltriebe, nach Unterdrückung der seitlichen zu einem Bäumchen mit oft sehr hübscher, lebensbaumähnlicher Krone heranzuwachsen. In unserem Falle kann man recht wohl von richtigen Bäumen reden, denn der stärkste der drei dicht beieinander stehenden Gesellen hat es bei 0,80 Meter Umfang auf fast 8 Meter Höhe gebracht.

Bei Krascheow fällt unter den Eschen an der Heerstraße (bei Stein 24,4) eine dadurch auf, daß sie einen kugeligen Mistelballen trägt. Die Mistel, schon als Halbschmarotzer biologisch von Belang, zeigt auch in der Auswahl der von ihr befallenen Holzgewächse manches Wunderliche: obgleich sie in Nordamerika fehlt und dort durch eine andere Art ersetzt wird, besiedelt sie bei uns öfters die von drüben stammende Sumpfeiche, dagegen fast niemals unsere einheimischen Eichen, und ähnlich ist ihr Verhalten den Eschen

gegenüber, da man sie auf der hin und wieder angepflanzten Fraxinus pennsylvanica weit öfter als auf unserer F. excelsior sieht. Bei der Krascheowerin liegt aber nach Angabe des Oberförsters einer dieser seltenen Fälle vor; ich selbst konnte leider ein Zweigstück zur Bestimmung nicht erlangen.

Der kleine Park der Oberförsterei barg bis zum Vorjahr eine starke Weimutskiefer (Umfang 4 Weter) von ungewöhnlicher Form infolge von Aufwärtskrümmung einiger der stärksten Äste („Armleuchterbaum"); ein Sturm hat sie vernichtet. Wir hatten es hier mit einem nur angepflanzten Ausländer zu tun, doch hat wohl kein Vorurteifreier ihm die Aufnahme unter die schützenswerten Naturdenkmäler verweigert.

Das Dorf Malapane zeigt gefälligen Baumschmuck, besonders auf der Insel, z. B. Ahornbäume mit einem Umfang bis zu $3^1/_2$ Meter; fast ebenso starke begleiten den Fluß unterhalb des Dorfes, auch recht kräftige Eichen und Pappeln, sogar Weiden mit einem Umfang bis zu 4 Meter sind ihnen beigesellt. Freilich ist auch hiervon manches dem Sturme zum Opfer geworden.

In den Wäldern um Turawa ist mir nur e i n e bemerkenswerte Stelle an der Straße gegen Radau (bei Stein 8,8) aufgestoßen; 4 kräftige Eichen (Umfang bis zu fast 5 Meter), z. T. mit Heiligenbildern versehen, stehen ihr hier zu Seiten. Doch dürfen wir an Turawa nicht vorüber, ohne Einblick in seinen Park erbeten zu haben; aus seinem reichen Inhalte sei wenigstens das Beste genannt. Da ist östlich vom Schloß eine Esche, die in $^3/_4$ Meter Höhe über dem Boden 6 Meter Umfang zeigt; bald darüber geht sie in zwei Teile aus, von denen dem einen $3^1/_4$, dem andern sogar 4 Meter Umfang zukommen. Östlich von ihr bemerken wir einen der edelstgeformten Silberahornbäume Schlesiens (Umfang 5 Meter); ein anderer, noch weiter östlich von diesem, besitzt fast 8 Meter Umfang, doch geht er schon in 2 Meter Höhe in mehrere Stämme auseinander, auf deren Verschmelzung im unteren Teile jene bedeutende Zahl begründet ist.

Noch einmal können wir schöne Hochwaldbilder bei Königshuld an der Straße gegen Jellowa genießen, allerdings hat hier im Vorjahre ein Wirbelsturm böse gewirtschaftet, der auch den Linden im Dorf übel mitgespielt hat. An einer der stärksten in der Hauptallee kann man bei genauem Zusehen wahrnehmen, daß sie einen ähnlichen Verjüngungsversuch angestellt hat, wie ich ihn bei Linden mehrmals beobachtet habe (am besten erkennbar an einer in Langendorf bei Ziegenhals; vgl. meine oben erwähnten Schriften): es hat sich aus den gesunden Teilen von oben herab im hohlen Innern eine Wurzel zum Erdboden gesenkt, die nach dessen Erreichung zur Stützung und Ernährung der oberen Teile wesentlich beiträgt. — Wie weit die einst ausgedehnten tiefen Sümpfe gegen Trzenschin und Marscholken noch bestehen, ist mir nicht sicher bekannt; sie beherbergen eine gar eigenartige, freilich nur den Kennern belangreiche Flora, darunter z. B. die „Heidelbeerweide" (Salix myrtilloides), einzig in ganz Oberschlesien. Ich stieß hier

1891 in fast unzugänglichem Gelände auf einige Sträucher der schon seit langer Zeit als Garten- und Parkzier eingeführten Spiere, Spiraea salicifolia, die hin und wieder auch verwildert auftritt: da ihr erster Beschreiber, der treffliche in Wien als kaiserlicher Hofarzt waltende Charles de l'Ecluse (Clusius) angibt, er habe sie von einem ihm befreundeten Arzt aus Neisse erhalten, so erscheint die Vermutung gerechtfertigt, daß sie bei Königshuld urwüchsig und von hier aus zuerst in wissenschaftliche Kreise eingeführt worden ist.

Die Malapane entfernt sich nunmehr immer weiter vom Walde, je näher sie ihrer Vereinigung mit unserm schlesischen Hauptstrome kommt, den sie bald unterhalb Czarnowanz, eben wieder durch kräftige Zuflüsse verstärkt, erreicht, zu Zeiten ihn an Wasserfülle übertreffend. Der Freund unserer Gehölzwelt hat in Cz. noch einmal Gelegenheit, einen ungewöhnlich kräftigen Baum, eine der bedeutendsten oberschlesischen Linden, zu betrachten: es ist eine Winterlinde (gegenüber der Sommerlinde als solche kenntlich an den kleineren, unterseits kahlen Blättern und den ziemlich spät entfalteten, reichlicher besetzten Blütenständen sowie an den dünnschaligen, abgerundeten Früchten) mit einem Stammumfange von fast 6 Meter; wahrscheinlich ist diese Zahl noch zu erhöhen, denn ein ansehnlicher Teil des Stammes scheint infolge von Erdaufschüttung den Blicken entzogen zu sein.

Ich weiß recht wohl, daß der Gegenstand mit dem hier Gebotenen nicht erschöpft ist, und hoffe, daß mir Ergänzungen und Berichtigungen dazu gesandt werden, die ich mit Dank entgegennehmen würde; andererseits darf ich wohl annehmen, vielen Freunden der oberschlesischen Pflanzenwelt Anregung zum Besuch neuer Ausflugziele gegeben zu haben.

Morgenspaziergang

Von Erich Konietzny

Liebevoll, mit weiten, weichen Armen,
kam der Morgen uns im Feld entgegen,
ließ uns trinken seinen warmen Atem,
und beschenkte uns mit seinem reichen Segen.

Ließ uns seiner Sonne warme Strahlen
als Willkommengruß behend entgegenspringen,
aus dem blauen Himmel ließ er frohes Lachen
kleiner Lerchen tropfenweise niederdringen.

Uns zu Füßen legt' er grüne Schleier,
die die Erde schillernd-weich umspannten,
ängstlich halb, doch wieder keck und wichtig
malten kleine Blumen zarte, bunte Kanten,

Wohlig strich der Frühwind durch den Teppich,
und die kleinen bunten Blumen schwankten
wie erbebend unter warmem Hauche, [dankten.
leis' erschauernd sie dem großen Schöpfer

Unser Wandern ward gleich einem Schweben
im Erkennen all der Wunder, all der Schönheit,
die ein Gottesmorgen uns so gütig schenkte,
golddurchwirkt, in ungetrübter Reinheit.

Menschen des Untergangs

Stück in drei Akten von Rudolf Fitzek

Das Werk schildert das Schicksal des Büroangestellten Franz Dworatzky und seiner Familie, die infolge unverschuldeter Arbeitslosigkeit rettungslos ins Proletariat zurücksinken. Die vorliegende Scene zeigt Dworatzky in einer entscheidenden Stunde seines Lebens.

2. Akt.

III. Scene.

Ganz im Vordergrund eine Hofmauer. In der Mitte durchbrochen durch eine sehr breite Toreinfahrt, deren Flügel nach innen zu offen stehen und dadurch den Einblick in den größten Teil des Hofes verdecken. Nur links, weiter im Hintergrund, die Öffnung eines Schuppens. Davor ein größerer Haufen Kohle. Rechts im Hintergrund ist ein großes Wohnhaus zu denken, das nicht zu sehen ist. Nur ein schwacher Lichtschein fällt in den sichtbaren Teil des Hofes hinein, aber so, daß die Spieler von ihm nicht getroffen werden. Es ist fast dunkel.
Dworatzky und Kameradowicz, der Philosoph, eine zerlumpte Gestalt, beim Einschippen der Kohle. Dworatzky arbeitet schweigend und ununterbrochen. Seine Kleidung sieht schäbig aus, zeigt deutlich den Verfall seiner Lebenshaltung. Kameradowicz markiert das Arbeiten nur, ruht sich fortgesetzt aus und redet dabei. Aus seiner rechten Rocktasche ragt ein Flaschenhals.

Kameradowicz: — auf seine Schaufel gestützt — Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, sagte der Herr Gott Zebaoth, die Himmel rühmen des Ewigen Ehre. Heißt das nun: Arbeite, bis du schwitzst und dann iß, oder ganz einfach: du sollst essen, bis dir der Schweiß ausbricht? Was meinst Du, Kollege? Mir ist es nicht ganz klar.

Dworatzky: — schaufelt schweigend —.

Kameradowicz: Dir auch nicht? Du denkst nach, wie ich sehe. Denk nicht zu heftig nach, das tut weh, und es lohnt sich nicht. Die Welt erscheint Dir immer verkehrter, je mehr Du Dich anstrengst. Siehst Du, ich halte vom Essen überhaupt nicht viel. Ich trinke lieber — zieht seine Flasche heraus und entkorkt sie andächtig. — Zu sich selbst: Trink, Kamerad — er trinkt —. Das gibt Feuer zu neuem Schaffen. — Er wirft eine schlecht gefüllte Schaufel Kohle in den Schuppen und hält von neuem inne —. Du arbeitest falsch, Kollege. Du wirfst Dich an die Arbeit heran, das ist würdelos. Was aber bleibt dem Menschen noch, wenn er seine Würde verliert. Wie? Sagtest Du etwas? Bedenke: Daß ein Mensch Du bist, der Gedanke beuge das Haupt Dir, doch daß Mensch Du bist, hebe Dich wieder empor.

Dworatzky: — schaufelt schweigend —.

Kameradowicz: O, Kollege, ich liebe es, die Arbeit zu würzen mit anmutigem Gespräch. Du machst mich gemein durch Dein armseliges Schuften. Was bleibt mir übrig, als zu arbeiten, wenn Du andauernd den Mund hältst — tut

wieder einen Wurf, hält von neuem inne — Ich kann nicht. Ich gehöre nicht auf dieses Niveau. Ich bin ein Künstler der Arbeit — er betrachtet Dworatzky, der mit gesenktem Kopf ununterbrochen schaufelt — Was schaufelst Du in diesen Schuppen hinein? Kohlen? Mit nichten, Freund. Es ist Deine unsterbliche Seele.

Dworatzky: — schleudert stumm eine gefüllte Schaufel Kohlen so heftig in den Schuppen, daß sie laut gegen die Holzwand poltern. —

Kameradowicz: springt zurück — Das war der Teufel. Und er fuhr aus ihm mit Gestank. Es riecht merklich nach Schwefel — tut, als ob er sich den Angstschweiß wischen müßte — Wie ist Dir nach dieser Entbindung, Kollege? Sei froh, daß Du ihn los bist. — zieht seine Flasche — Da, trink, das wird Dich vollends heilen. — reicht ihm die Flasche hin, auf dem Sprunge fortzulaufen, wenn der andere zornig wird.

Dworatzky: — schaufelt schweigend —.

Kameradowicz: — seufzt — Du bist mir unheimlich, Genosse. Was brütest Du in Deinem Schoße, sprich? — tut wieder einen Wurf —.

— Es tritt auf: —

Dienstmädchen: — in der einen Hand einen brennenden Lichtstumpf, den sie mit der anderen Hand vor dem Luftzug schützt. — Die Herrschaft läßt Ihnen sagen, Sie sollen sich beeilen, es ist schon ganz dunkel.

Kameradowicz: — mit Pathos — Wer bist Du, wundersames Mädchen? — macht ihr eine Verbeugung — Tritt näher, Kind.

Dienstmädchen: — kommt halb geschmeichelt, halb widerwillig näher — Was wollen Sie denn? Reden Sie nicht solchen Stuß.

Kameradowicz: — zieht seine Flasche heraus und hält sie im Lichtschein der Kerze empor — Wie? noch halbvoll? O, das ist tröstlich. — reicht dem Mädchen die Flasche hin — Trink, Kamerad.

Dienstmädchen: — wendet sich wütend ab, im Zurückgehen — Trinken Sie Ihren Fusel allein.

Kameradowicz: Was bleibt mir denn anderes übrig? Du bekümmerst mich — er trinkt —.

Dienstmädchen: — wendet sich noch einmal um — Beeilen Sie sich. Sonst zahlt Ihnen die Frau nichts. Merken Sie sich das.

Kameradowicz: Das wäre schlimm. Aber ich glaube es nicht. Gott ist gerecht.

Dworatzky: — zwischen den Zähnen — Das ist er.

Kameradowicz: — läßt seine Schaufe in markiertem Schreck fallen — Er tat den Mund auf und sprach.



Prof. Paul Plontke Berlin — Die Flucht nach Ägypten

Dworatzky: — wie oben — Das Thema interessiert mich.

Kameradowicz: — nickt. Mit ganz verändertem Tonfall — Das merkte ich längst.

Dworatzky: Das mir Dein Geschwätz unerträglich ist, merktest Du wohl noch nicht?

Kameradowicz: — im alten Tonfall — Wie verkennst Du mich. War das von der unsterblichen Seele nicht schön gesagt? Ich bin ein Psycholog. Ich lese in Deinem Innern, wollte Dich nur zum Reden bringen. Protestiere, rege Dich auf, spotte über mich, wirf die Schaufel nach mir, aber rede. Dieses Schweigen bringt Dich um.

Dworatzky: Wäre es doch so. Nur ein Ende will ich. Sonst nichts. Während dieser Worte Dworatzkys erscheint im Schatten des Tores eine dunkle Gestalt und belauscht, von beiden nicht gesehen, den weiteren Verlauf des Gesprächs.

Kameradowicz: So dachte ich auch einmal. Da hängte ich mich an einen Ast. Dieser aber brach, und ich stürzte zu Boden.

Dworatzky: Du sägtest ihn vorher an.

Kameradowicz: Pfui. Aber höre weiter. Eine tiefe Ohnmacht umfing mich. Daran schloß sich ein Traum. Siehe, ein Engel stieg vom Himmel herab und reichte mir eine Flasche. Ich nahm sie und trank, denn es war Schnaps darin. Neunzigprozentiger. — er zieht seine Flasche und nimmt einen andächtigen Schluck — Trink, Kamerad.

Dworatzky: — voll Verachtung — Du bist mein Spiegel, in dem ich meine Zukunft sehe. Das ist der Rest, der bleibt, wenn man zu feig ist. Ich muß ein Ende machen.

Kameradowicz: Man kann es auch anders sehen. Ich bin ein gebildeter Mensch ein Intellektueller. Auf Deutschlands hohen Schulen bin ich gesessen. Ein Lehrer der Jugend sollt ich werden, Studienrat nennt man das jetzt, wie ich höre. Doch ich wollte nicht. Mein Vater aber war ein Pastor.

Dworatzky: — schweigt —.

Kameradowicz: Ich sank, wie man sagt, von Stufe zu Stufe. In Wahrheit wuchs ich über mich hinaus. Ich wurde frei. Bedürfnislos. Wer kann das von sich sagen? — fährt sich plötzlich mit der Hand nach dem Rücken. Kläglich — Wenn nur die Läuse nicht wären. — mit veränderter Stimme — Du hast nicht ganz unrecht. An mir siehst Du, wie hoch Du noch steigen kannst.

Dworatzky: — stöhnt — o Gott.

Kameradowicz: Laß den alten Herrn in Ruh. Er schläft. Übrigens läßt er sich auch nicht stören.

Dworatzky: Es gibt keinen Gott, nur einen Teufel. Sinnlos und niederträchtig.

Kameradowicz: Falsch. Der Widersinn ist eben der Sinn. Du kamst nur noch nicht dahinter.

Dworatzky: Niemand soll essen, der nicht arbeitet. Gut. Das wäre gerecht. Aber dem, der arbeiten will, die Arbeit entziehn, ihm das Leben geben und in so gemeiner Weise wieder nehmen, das konnte nur ein Teufel ersinnen.

Kameradowicz: Du bist eine Lilie auf dem Felde. Rufe den himmlischen Vater, daß er Dich ernähre. Nicht einmal Brotkarten gibt er Dir. Von Fettigkeiten ganz zu schweigen.

Dworatzky: — zwischen den Zähnen — Du irrst Dich. Ich werde unterstützt.

Kameradowicz: Stimmt. Man wird alt und ungerecht.

Dworatzky: Ich will kein Almosen, Arbeit will ich. Ich habe ein Recht darauf, denn ich bin nicht aussätzig. Warum stößt man mich aus aller Gemeinschaft, warum macht man mich mit einem Federstrich zum Gespenst? Ich habe einfach nicht mehr da zu sein? Ich existiere nicht mehr und bin doch vorhanden? Ich glaube an keinen Gott mehr. Wenn es aber einen gibt, er soll mir nicht nahe kommen — — — —

Kameradowicz: — leise — Lästere nicht zu sehr.

Dworatzky: Ich will lästern. Ich habe reichlichen Grund dazu. Meinst Du, ich ertrüge alles geduldig, wenn mein Junge nicht wäre. Fiele es mir sonst ein, vor verschlossenen Türen zu stehn? Längst befreite ich von mir die Welt, die mich nicht haben will.

Kameradowicz: Mich will sie auch nicht. Aber ich habe eine unglückliche Liebe zu ihr.

Dworatzky: Weißt Du denn, was es heißt, einen Sohn zu haben? Einmal im Leben durfte ich armselige Kreatur Schöpfer sein. Einmal im Leben war ich Gott gleich und baute mir aus meinem Fleisch und Blut meine eigene Welt. Trotzdem ich nur ein Aktenschmierer war, eine Laus, die jetzt zertreten wird. Mein Junge wird es einmal besser haben, das sagte ich mir, wenn es gar nicht mehr gehen wollte. Was alles erträumte ich nicht für ihn. Könnte ich nur diesen Traum noch retten, meine ganze Vergangenheit täte ich ab und würde ein Verbrecher. — weint —.

Ein Fremder: — tritt aus dem Schatten heraus, legt Dworatzky die Hand auf die Schulter — Hör mal, Du, ich will Dir einen anderen Weg zeigen. Laß den lieben Gott beiseite und hilf Dir selbst. Es gäbe schon Arbeit für Dich, wäre sie nur richtig verteilt. Schließ Dich uns an. Wir bringen bald alles in Ordnung. Dann wird es keine Ungerechtigkeit mehr geben und Arbeit mehr als genug.

Dworatzky: Wer bist Du?

Der Fremde: Wie kannst Du glauben, daß Du allein seist? Du bist garnicht ausgestoßen. Brauchst nur zu kommen und wirst mit offenen Armen empfangen.

Kameradowicz: Den Ton kenne ich. Kommunist, nicht wahr?

Der Fremde: — scharf, halb zu ihm — Allerdings. Wir sind die einzigen, die noch den Mut haben, eine neue Welt aufzubauen, die einzigen, die noch einen wirklichen Glauben haben. So ist es, verehrter Herr.

Kameradowicz: Mir graut vor der Herrlichkeit deiner neuen Welt.

Der Fremde: Du wärst nie würdig, sie zu betreten.

Kameradowicz: Baut sie nur erst auf. Dann will ich sie mir ansehen.

Der Fremde: — dreht ihm den Rücken, zu Dworatzky — Ich hörte alles, denn ich stand schon lange dort hinter dem Tor. Komm, ich führe Dich bei uns ein. Verzweifeln darfst Du nicht. Hilf uns stattdessen bei unserer Arbeit. Es kommt auf jeden einzelnen an, wenn es wieder gerechter zugehen soll als jetzt. Dein Junge soll doch noch glücklicher werden als Du. Nur verzichten darfst Du nicht. Komm, tu es für ihn.

Dworatzky: — zögernd — Mein Leben lang war mir aller Umsturz zuwider.

Der Fremde: Dann sprachst Du vorhin nur Phrasen.

Kameradowicz: Nicht anders als Du. Jetzt aber redet er vernünftig. Kann aus der Gier nach dem Besitz der anderen Gutes entstehn?

Der Fremde: Lächerlicher Bourgeois. Verlaust und verludert, aber zu faul und vor allem zu feig, irgendetwas anzupacken. Nur geistreich tun kannst Du immer noch, witzeln und die Gedanken spazieren führen, denn das ist ungefährlich. Wenn Du nur Dein bißchen Leben dabei behalten darfst. Du Intellektueller, Du Schwätzer.

Kameradowicz: Ich bin kein Schwätzer, mein Herr. Ich bin ein friedlicher Philosoph. Ein solcher mordet nur in Gedanken. Diese aber sind bekanntlich zollfrei.

Der Fremde: — zu Dworatzky — Du bist in Not, weißt nicht, ob Du für morgen zu essen hast. Das ist Dir jetzt wichtiger. Ich kann es verstehen. Nimm, wir teilen mit Dir. — reicht ihm einen Geldschein hin —.

Dworatzky: — zögernd — Willst Du mich kaufen? Geld ist verdächtig.

Kameradowicz: Im Gegenteil. Sehr vertrauenerweckend. Gib. Ich komme auch mit.

Der Fremde: — zu Dworatzky — Du bist reichlich weltfremd. Wie sollen wir den Kapitalismus anders überwinden als durch seine Mittel. Wenn wir kämpfen wollen, müssen wir erst leben. Die meisten von uns sind arbeitslos wie Du. Aber wir haben Freunde, die uns helfen.

Dworatzky: — zögernd — Das leuchtet mir ein.

Der Fremde: Wie weit kamst Du mit Deiner Friedlichkeit? Versuche es einmal anders. Hast Dich immer geduckt, dafür warf man Dich hinaus. Zeig ihnen die Faust, vielleicht haben sie dann mehr Achtung vor Dir. Was hast Du noch zu verlieren? Komm, tu es für Deinen Sohn.

Dworatzky: — lehnt sich, halb auf seine Schaufel gestützt, an die Wand des Schuppens, schüttelt schwer den Kopf: — Ich glaube nicht daran. Ihr wollt alles zerschlagen. Soll das eine Lösung sein?

Der Fremde: Und Ihr Bürger fürchtet Euch vor jeder wirklichen Tat. Nur das System wollen wir vernichten. Kannst Du auf morschen Grundmauern ein Haus bauen? Alles muß neu sein. Anders geht es nicht.

Kameradowicz: Ein neues System, aber die alten Menschen.

Der Fremde: Du wirst nicht zugelassen. Neue Menschen, die durch unsere Schule gingen.

Kameradowicz: Die es nicht erwarten können zu herrschen wie die heutigen Machthaber.

Der Fremde: Herrschen, gewiß. Leute wie Du sollen es merken.

Kameradowicz: Und auch so reich zu sein wie die heutigen Reichen. Was treibt Euch denn vorwärts, etwa die Liebe? Der gelbe, übelriechende Neid. Den Besitz zerstören, um selbst Besitzer zu werden. — pathetisch — Wahrlich, ich sage euch, ihr werdet nie in das Himmelreich eingehen.

Der Fremde: Gleich wird er uns eine Predigt halten. Man merkt, daß sein Vater Pastor war.

Kameradowicz: — trocken — Hast Du das auch gehört? Wer schimpft, fühlt, daß er unrecht hat.

Der Fremde: — zu Dworatzky, mit einer Geste nach Kameradowicz — Schade um jedes Wort. Komm mit mir, Genosse. Nur der Übergang fällt Dir schwer. Werde erst mit uns bekannt. Bald wirst Du mit uns vertraut sein. Dann bist Du nicht mehr allein, sondern unter Deinesgleichen, unter Brüdern und Schwestern.

Dworatzky: — bitter — Meine Brüder in der Fabrik. Kein Mensch trat für mich ein, als ich entlassen wurde.

Der Fremde: Warst Du organisiert?

Dworatzky: Muß man dazu organisiert sein? An die Stelle der Nächstenliebe, nein, der einfachsten Gerechtigkeit setzt Ihr die Organisation?

Kameradowicz: Eine ausgezeichnete Antwort. Da steckt des Pudels Kern.

Der Fremde: — nach der Uhr sehend. Zu Dworatzky — Ich habe leider keine Zeit mehr, bin auf dem Wege zu einer sehr wichtigen Versammlung und blieb schon viel zu lange. Sage mir Deine Adresse, ich komme zu Dir in die Wohnung, dann sprechen wir ausführlich über alles. Wir werden einig werden.

Dworatzky: — blickt vor sich nieder und schweigt unschlüssig —.

Der Fremde: — drängend — Nun? Wo wohnst Du?

Dworatzky: — schweigt —.

Kameradowicz: Suchet, so werdet ihr finden.

Der Fremde: — im Abgehen — Das dürfte nicht schwer sein.

Kameradowicz: — ihm nachrufend — Natürlich. Bei der Organisation.

Pause.

Dworatzky: — setzt sich schwer und mutlos auf einen Holzblock, der am Schuppen steht — Warum bin ich nicht mitgegangen? Ich hätte doch mitgehen sollen.

Kameradowicz: Wie? Höre ich recht?

Dworatzky: Er hat ein Ziel. Er weiß einen Weg. Und sei es auch der falsche, man wäre nicht so allein. Man könnte seinen Haß entladen, der einem das Leben zerquetscht.

Kameradowicz: — leise — Verwandle Deinen Haß in Liebe. Das wäre der richtige Weg. Es gäbe schon einen, der Dich führen könnte, Du müßtest es nur fertig kriegen, an ihn zu glauben. Jesus Christus, der Menschensohn.

Dworatzky: — auffahrend — Laß mich mit der Kirche in Ruh. Er hatte schon recht: So kommen wir nicht weiter.

Kameradowicz: Wer spricht von der Kirche?

Dworatzky: — Höchst erstaunt aufstehend — Glaubst Du denn an ihn? ....

Pause.

Kameradowicz: O, manchmal doch, oft aber auch nicht, weißt Du, je nachdem. Du mußt verstehen, es gibt verschiedene Theorien. Sehr interessante Theorien übrigens. Ich habe Jahre lang diese Fragen studiert, alle einschlägigen Bücher gelesen. Man sieht es mir nicht an, wieviel ich von diesen Dingen weiß.

Dworatzky: — mit unwillkürlicher Verachtung — Ich bin ein einfacher Mann. Und Du scheinst wirklich sehr viel zu wissen, trotz Deiner Lumpen. Aber Du schillerst in allen Farben wie eine Eidechse.

Kameradowicz: Wieso?

Dworatzky: Du bist sehr klug. Immer weißt Du eine Antwort. Gleich hast Du einen Witz bei der Hand. Aber was willst Du eigentlich? Glaubst Du überhaupt an irgend etwas? Oder begnügst Du Dich immer nur damit, zu schwa-

dronieren? Ich hätte doch mit dem anderen gehen sollen. — Er setzt sich wieder auf den Block und stützt den Kopf in die Hände —.

Kameradowicz: Du hast recht. Man weiß im Grunde nicht, was man will. Ja, wenn man einen Glauben hätte. Siehst Du, deshalb gerade muß ich immerfort trinken. — zieht wieder die Flasche heraus — Trink, Kamerad. — trinkt, streckt dann Dworatzky die Flasche hin — Sich betäuben. Es ist das einzige Mittel.

Dworatzky: — rührt sich nicht —.

Kameradowicz: — langsam — Du sprichst so verächtlich von mir. Ist es denn bei Dir anders? Weißt Du denn, was Du willst?

Dworatzky: — stöhnt schwer auf —.

Kameradowicz: Woran glaubst Du denn, wie? Ich will es Dir sagen: Zwanzig Jahre lang hast Du an Dich selbst geglaubt, an Deinen Fleiß, Deine Rechtschaffenheit, an Deine Notwendigkeit in einem Betrieb, in dem Du Dich für unersetzlich hieltest. Du hast geächzt über die graue Frohn, hast manchmal ein bißchen, nur ein bißchen, es war Dir nicht ernst damit — an den Stäben Deines vermeintlichen Käfigs gerüttelt, und warst doch glücklich, sehr glücklich. Mehr: Du warst stolz. Man könnte sogar sagen: eitel. Eitel darauf, solch ein wahrhaft bescheidenes und doch so gediegenes, ja untadliges Glied der Gesellschaft zu sein. Und Du hattest ja auch eine gewisse Berechtigung für Deinen Stolz. Wenn man Dich etwa mit mir vergleicht ... Dein Vater war sicher noch ein rechter Proletarier. Du aber hast Dich hinaufgedient zum Bürger ... War es so?

Dworatzky: — ohne seine Stellung zu verändern — Was soll das alles?

Kameradowicz: Dir die Augen öffnen.

Dworatzky: Das ist nicht mehr notwendig.

Kameradowicz: Dann brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, daß auch Du niemals einen wirklichen Glauben hattest. Stattdessen triebst Du Götzendienst mit Deinem eigenen Fleisch und Blut. Dein Sohn war der Fetisch, vor dem Du auf den Knieen lagst. Denn Du hattest ja nur die niedrigste Stufe der Bürgerlichkeit erreicht. Er aber sollte weiter steigen. Aus dem Diener sollte ein Herr werden. Mußtest D u noch die Peitsche kosten, e r sollte sie selber führen. Das war der Kern Deiner Sklavengesinnung. Das war Deine Religion ... War es so?

Dworatzky: — gequält aufschreiend — Das ist nicht wahr. Alles verdrehst Du, alles entstellst Du. Das klarste Wasser wird unter Deinem Blick zur Jauche. Du Teufel. Willst Du mir noch das letzte rauben? Das Recht auf Empörung, weil man mich zertrat?

Kameradowicz: Die Wahrheit ist bitter wie Galle. Du hast nur ein Recht, Dich über Dich selbst zu empören. Ja, hättest Du einen Halt da oben — Handbewegung — Du hättest ihn hier nicht verloren. Denn wer im Ewigen wurzelt, dem ist das Zeitliche nicht so wichtig, auch wenn er in Lumpen geht. Aber Dein Käfig ist in Wahrheit das Schiff gewesen, das Dich über den Abgrund des Meeres trug. Das Schiff ist zerborsten. Nun hilf Dir, Du kühner Schwimmer.

Dworatzky: Ich kann mich nicht selbst belügen. Ich kann mir nicht einen Glauben einreden, wenn er nicht in mir ist.

Kameradowicz: So. Dann spotte nicht über andere, denen es ebenso geht. Das ist es. Wir wissen zuviel. Oder wir bilden es uns ein. Wir sind zu aufgeklärt, was weiß ich. Deshalb werden wir alle untergehen.

Dworatzky: Warum zögerst Du dann noch? Warum bist Du immer noch am Leben?

Kameradowicz: Weil das, was nachher kommt, noch gräßlicher sein kann. Ist die abscheuliche Nacht, die Dich erwartet, so begehrenswert? Wozu so drängeln? Das Ende kommt früh genug. Die Frage ist nur: Wie machen wir uns das Dasein erträglich?

Dworatzky: — hebt den Kopf und starrt ihn an —.

Kameradowicz: Ehre, Reichtum, Ziele? Welche denn? Nichts als Eitelkeit. Selbst die Liebe der Nächsten ist im Grunde ein Schwindel. Wem der Tod an der Gurgel sitzt, der denkt nur noch an sich selbst. Für uns, die wir nicht mehr glauben können, gibt es nur Zweierlei: Das — Bewegung des Hängens — oder das — zeigt die Flasche — Willst Du mich jetzt noch verlachen, wenn ich sage: Trink Kamerad — streckt ihm die Flasche hin —.

Dworatzky: — hebt langsam und starr blickend die Hand, reißt die Flasche an den Mund und stürzt ihren Inhalt hinunter. Dann schleudert er sie zu Boden.

Kameradowicz: — die Flasche aufhebend — Nicht so stürmisch, mein Lieber. Da war noch etwas drin. Schade um jeden Tropfen. — steckt sie ein.

Dworatzky: — hat sich wieder abgewandt und den Kopf in den Händen verborgen.

Dienstmädchen: — erscheint wieder mit einer Kerze — Sind Sie endlich fertig? Es wird Zeit.

Kameradowicz: Vollkommen. Bis auf diesen verschwindenden Rest. Ich habe gearbeitet — mit einer Verbeugung — wie ein Dienstmädchen.

Dienstmädchen: Gequasselt haben Sie. Der andere machte alles allein. — Nach Dworatzky hinsehend — Was hat er denn?

Kameradowicz: — ergreift ihren Arm und führt sie ein wenig abseits. Zynisch — Er hat die Wehen.

Dienstmädchen: Die Wehen ...?

Kameradowicz: Ja. Ich glaube allerdings kaum, daß er noch eine neue Welt gebären wird.

Dienstmädchen: — reißt ihren Arm los und stößt Kameradowicz zurück — Lassen Sie mich doch zufrieden mit ihrem Blödsinn, Sie ekelhafter Mensch.

Kameradowicz: — lacht lautlos.

Dienstmädchen: — berührt Dworatzkys Arm und hält ihm ein Geldstück hin — Hier. Das schickt Ihnen die Frau. Dem da brauchen Sie garnichts zu geben.

Dworatzky: — bleibt abgewandt und unbewegt.

Dienstmädchen: So nehmen Sie doch.

Dworatzky: — rührt sich nicht.

Dienstmädchen: So nehmen Sie doch.

Dworatzky: — rührt sich nicht.

Dienstmädchen: — steht einen Augenblick kopfschüttelnd da.

Kameradowicz: — nimmt ihr das Geld aus der Hand — Also geben Sie her. Sie sehen doch, er will nichts von Ihnen wissen, mein Püppchen. Ich aber werde redlich mit ihm teilen.

Dienstmädchen: — im Fortgehen — Das möchte ich mir auch ausgebeten haben.

Kameradowicz: — das Geld einsteckend — Ja, ja, beruhigen Sie sich nur, meine Holde. — er betrachtet mit undefinierbarem Ausdruck einige Augenblicke lang den noch immer abgewandten Dworotzky, geht dann auf ihn zu und legt ihm die Hand auf die Schulter — Komm, Freund, für dieses Geld füllen wir die Flasche noch einmal, damit wir ruhig schlafen können.

Dworatzky: — aufstöhnend — Du Satan in Menschengestalt. Jetzt bin ich so weit.

Kameradowicz: — wendet den Kopf ein wenig seitwärts. Dabei trifft ihn ein grünlicher Lichtschein, der seinem lächelnden Gesicht den Ausdruck einer Teufelsfratze gibt. Das dauert nur einen Augenblick, dann fällt der Vorhang schnell.

Ende des zweiten Akts.

Nur einmal wieder ein Kind zu sein —

Von Paul Habraschka, Bergmann

Nur einmal wieder ein Kind zu sein,
jauchzend zu spielen mit bunten Bällen
in maiener Luft und Sonnenschein,
und lauschen den fröhlich-murmelnden Wellen.

Im Walde zu liegen an dunklen Säumen
und fliegen mit Wolken in andre Landen,
wo man in Märchen kann selig träumen,
so unberühret von Zukunfts Banden.

Nur einmal wieder in stillen Stunden
ein lachendes Glück in Armen zu wiegen,
im silbernen Mondschein, die Herzen gebunden,
auf flüsternden Liebeswogen zu fliegen.

Nur einmal wieder wunschlos zu sein
am Abend im harten, dornigen Leben — — —
Und singenden Herzens, dann will ich allein
willig mich fügen des Todes Weben.



Prof. Paul Plontke Berlin

Die Anbetung der Bauern

Oberschlesische Grenzstraße

Von Bernhard Grason

Von dem schwärzlichen Kieferwäldchen, das eine Mulde füllt, deren tiefste Stelle ein froschaugener Grund ist, und der schließlich herrlich grünes Gras wird (mit wohl hundert Sumpfdotterblumen!), von wo man gar keinen Schornstein zu sehen kriegt, spähe ich, die Hand über den Augen, nach der Straße . . .

Während ich dann heimwandre, denke ich an sie, so etwa, wie das nur liebe Personen betrifft, die einmal in meine Seele eingegangen sind.

Nicht inmitten hochstöckiger Häuser liegt die Straße. Aber dennoch mitten im Leben. Von einem Dorfe zum andern geht sie, und Rauch von wolkennahen Industrieschornsteinen umwallt sie oft, wie das Gekräusel dunklen Haars. Von solchen Straßen gibt es wohl unzählige, die dieses Leben führen, rasch und matt, mit furchtbar traurigem Rhythmus, der immer wieder geweckt wird von den Hammerschlägen lärmender Werke zum Vorwärts!

Gleichviel, diese Straße ist und bleibt doch sonderlich. Wenn sie ein Dichter in seine Gesänge hineinnähme, dann würde sie sehr stolz darin klingen. Aber auch traurig! Wie das untergegangene Troja am jonischen Ida. Sie hat große Ähnlichkeit mit der dreitausend Jahre schon versunkenen Stadt, obzwar keine goldenen Krüge und kostbaren Vasen in ihrer Tiefe verborgen liegen. Doch würde ein wissensdurstiger Forscher etwas darunter finden: Nämlich noch zwei Straßen, die unter der ersten gehen. Vielleicht mit der großen Spur eines Holzstiefels aus der Zeit des Herrn Slepowron die unterste, und irgendwo Blutspuren auf der zweiten. Vielleicht — denn es kann sein, daß diese Fuß- und Blutspuren der unteren Straßen von der hungrigen Erde zerbissen wurden, als sie in jenen unvorhergehenen Nächten der Erschütterung metertief einsank, was so aussah, als hätte ein zorniger Riese sie mit einem unheimlichen Hammer zerschlagen. Aber, es könnte auch sein, daß diese Spuren von jenen Arbeitern zertreten wurden, die in den Tagen darauf die neue Straße aufschütteten.

Der Stolz dieser Straße ist versunken, wie die Tage lang tosenden Heere, die irgendwo im russischen Walde zerschmettert bleichen, wo der Wolf sich mit dem Bären trifft. Nur das Leid der Straße klingt noch nach und wird bei jedem Erinnern ruchbar. So ist auch der schleppende Rythmus von heimwandelnden Arbeitern, der ergreifend ist wie eben das Schicksal des Lebens, der mich oft wie eine greifende Hand aus den Träumen weckt. Das ist die große Liebe zum Leben, die an dieser Straße unsichtbar sitzt, und die hundert krumme Beine auf ihr zur Arbeit trieb, einstmals . . . nur, um sie am Abend schweißig wieder zurücklatschen zu lassen. Nach Hause. Wo schon viele kleine Kinder, mit dem eisernen Löffel in den schmutzigen Händen am Fenster standen und auf ihren

Arbeitsvater warteten. Aber ein einziges Erinnern läßt sogar die Mutterträne vergessen, die immer nächtlich an dem Straßenrande leuchten und die um von Krankheit befallenen Kinder vergossen wurden, auf die schon im anderen Dorfe sehr ruhig der Arzt wartete. Dieses Erinnern wird sogar ängstlich, sobald es an die Stelle kommt, wo die Eberesche groß und breit steht: Denn unter diesem Baume lagen an einem Morgen ein Jüngling und ein Mädchen in breiten Lachen fest gewordenen Blutes — tot. Ach, die Beerendolden in den Zweigen leuchteten so rot!

Nun ist die Straße ein Friedhof zum ehemals, weil sie nämlich tot inmitten des lärmenden Lebens liegt. Denn, obwohl ab und zu eine Frau die Straße geht und auch Wagen sie befahren, so ist die eigentliche Straße (das ist die lebendige) hinweggeschwunden. Die Frau geht dort langsam wie in Träumen, und die Pferde, die die Wagen ziehen, gehen so schwer, als führen sie einen Toten nach Hause. Darum wäre es richtiger, daß statt der amtlichen Bemerkungen auf den weißen Tafeln am Anfang und am Ende der Straße geschrieben stünde: „Zum Andenken an die Straße!"

Unterdeß ist aber die Dunkelheit gekommen, und ob ich mich auch mühe, die Straße in den Feldern zu erkennen, sehe ich nur die schweren Silhouetten von Bäumen in der weißen Sommernacht. Das schaut so aus, als wenn traurige Frauen, schwere, wollene Tücher über den Kopf gezogen, bis zu den Schultern im Wasser stünden. Aber in jedem Falle sind daran nur Wurzel und Stamm schuld, die metertief in der Erde vergraben sind. Ihre Kronen greifen in den milchigen Himmel.

Über den Kronen, wohl in der Mitte der Straße, erhebt sich ein Kreuz. Ein Bildstock ist an der Stelle zu finden. Unheimliche Gedanken verfangen sich darin — obwohl ich nicht abergläubisch bin. Ich habe mir zum Beispiel ausgeklügelt, daß alle Gespenstererscheinungen auf Kurzschlüsse der Nervenstränge in den Gehirnbezirken zurückzuführen sind. Ich gehe schon schneller. Ich denke dabei an die „Weiße Frau", die dem Burschen aus dem Dorfe an der Stelle dort begegnete, und der hernach immer bleicher wurde, bis er in einer Nacht, zur selben Stunde, da er diese Frau gesehen, sterben mußte. Nur weil die „Weiße Frau" ihn liebte! Doch, was geht mich die weiße Frau an? Ich liebe das Leben! Übrigens kümmert sich wohl auch niemand mehr um sie. Wozu sollte ich das tun? Und ich versuche von dem Gedanken loszukommen. Die Nacht hat tausend weiße Ohren!

Während meines raschen Schreitens gehen die Augen über den dunklen Raum der Felder zum Horizonte. Mit hellem Glanz führen dort unzählige Lampen den Reigen um die Erde. Plötzlich ist's mir, als blitze irgend wo ein Gewehrlauf auf. Da denke ich: Sollte ich vom Waldwege abgeirrt sein? Etwa über die polnische Grenze! Vielleicht kommt schon ein polnischer Grenzer? . . . Aber genau so kann das ein deutscher sein. Es ist lachhaft, wie ich mich fürchte! Dabei gehe ich noch schneller. Die Straße liegt

jetzt nahe. Es ist zum Davonlaufen, denn die Gespenster scheinen mich wirklich zu verfolgen. Auf der Straße, an den Granitsteinen sehe ich unleugbar etwas weißes. Ein weißer Klumpen.

Ich sage mir: „Ich bin ja gar nicht abergläubisch. Schon als fünfzehnjähriger Junge habe ich das Gerede nicht geglaubt." Ich bringe es aber nicht fertig, ganz gerade auf die Straße hinüberzutreten. Indem ich dann mit einem großen Bogen abgehe, ergießt sich von der nahen Schlackenhalde mit viel Geräusch eine Glut in den Himmel hinein. Als wäre dort eine Riesen-Siriuslampe angezündet worden. Da drehe ich mich auch um: Dort hält ein Mann eine Frau in den Armen. Jetzt höre ich sogar leise lachen . . .

Nun gehe ich langsamer. Blicke in die herunterfließende Schlackenglut auf der Halde, die sich wie eine Riesenechse aus der Dunkelheit hinaushebt. Die Sommernacht! denke ich, und: das mit der Tafel wäre demnach auch nicht richtig. Die Straße lebt! Stand nicht dort das Leben darauf? . . .

Die Nacht hat tausend weiße Ohren. Irgendwoher kommt Gesang. Ein Vers ist ganz klar zu hören: „Sie war das allerschönste Kind, das man in Polen findt."

Die Straße ist mehr als das untergegangene Troja am jonischen Ida!

Zwar liegt sie nicht inmitten hochstöckiger Häuser, aber doch mitten im Leben.

Industriestadt

Von Gerhart Baron

Wasserkühler ragen aus Novembernebeln.
Dampfgirlanden geistern. Schlackenhalden glühn.
Rauscht ein Wasser? Rollen Räder? Hängt ein Läuten
Einer Glocke wie erfroren in der Luft?

Menschen huschen, bleiche Schatten, lichtbespritzte Schemen,
Häuser recken ihre Giebelangst ins Grau.
Bogenlampen stechen. Hohle Obelisken,
Schlote speien ihren schwarzen Atem aus.

Autos hupen in den rauchdurchwehten Straßen.
Hinter jedem Zaun beginnt ein grauer Traum.
Fördertürme spreizen steil ihr Stahlgewebe,
Seile surren schwebend. Schienen glitzern kalt.

Frauen frieren vor den lichterfüllten Toren.
Dampfdruckhämmer dröhnen altvertraut.
Fern verbluten auf den Halden Schlackenbäche
Und geleert entrollt ein Wagen in die Nacht.

Sonnenwanderer

Carl Hauptmann zum Gedächtnis seines 70. Geburtstages

Von Dr. Hans Zuchhold

Zwischen den Bergen mitteninne, zu Häupten das dunkle Gewände des Kammes von den Schneegruben bis zum Reifträgerblock und gegenüber der sanft emporschwingende Hochsteinzug, abseits ein wenig vom großen Wanderstrom, liegt der Friedhof von Niederschreiberhau, und auf ihm steht ein seltsam geformter, der lodernden Flamme nachgebildeter Grabstein. Und ein Vers aus diesem Steine redet also:

„Denn jede Träne, die dem Auge entquillt,
macht, daß mein Sarg mit Blute sich füllt,
doch jedesmal, wenn du fröhlich bist,
mein Sarg voll duftender Rosen ist."

Das ist Carl Hauptmanns Grab und Stein, das sind die Verse, mit denen sein Roman „Einhart, der Lächler" ausklingt.

Klingt! Deutlicher kann es nicht bezeichnet werden. Denn der Roman ist Musik, eine auf- und abschwellende Tonflut, die wie eine Beethovensche Symphonie Stimmen von überirdischer Klarheit und sternhoher Helligkeit entfaltet.

Wie das Rieseln silberner Quellen in der Ferne verinnt und verklingt das Leben des Künstlers und Sonnenwandrers Einhart, in dessen Wesen so viel von der Seele seines Dichters leuchtet. Hätte Carl Hauptmann auch nur diese eine einzige Geschichte geschrieben, die Geschichte von dem sehnsuchtgelockten, durch Lust und Leid zum Lächler gereiften Einhart, so müßte jeder rechte Deutsche den Dichter ehren und lieb haben.

Freilich es ist kein Buch für die Masse, nirgends reizt der Dichter den Leser durch irgendwelche äußeren Mittel der Spannung, nirgends hat er eine Absicht, nichts andres geschieht, als daß eine Seele erklingt; von den Wellen des Schicksals berührt wie von Windstößen singt sie ihr Lebenslied, bald laut, bald leise, immer Sehnsucht nach Sonne, nach Frieden, nach Gott.

Und darum werden doch nur die Deutschen mit dem Einhart Freundschaft schließen, deren eigene Seele klingt; die Sonnenwandrer der ganzen Welt, alle, in deren Herzen die Flamme lodert der großen Sehnsucht, die scharen sich um dies Bekenntnisbuch, die bilden die Gemeinschaft um den Dichter Carl Hauptmann.

Die kleine Gemeinde der Freunde, die er bei Lebzeiten um sich fand, ist ihm über das Grab hinaus treu. Aber sie vermag und vermochte kaum für sein Werk und seinen Ruhm zu werben, denn es waren ja grade die Innerlichen, die Erdabgewandten, die Lichtsucher, die zu ihm hielten. Was verstanden die von „Propaganda" für ihren Dichter! Ein Licht im Verborgenen blieb Carl Hauptmanns Werk, obwohl er im Laufe von etwa 25 Jahren ungefähr ebensoviel Gestaltungen lyrischer, erzählender und dramatischer Art veröffentlicht oder verfaßt hat: Die „Waldleute"; „Die lange Jule"; „Marianne"; „Ephraims Breite"; „Des Königs Harfe"; „Moses"; „Napoleon"; „Die Rebhühner"; „Gaukler", Tod und Juwelier"; „Tobias Bundschuh"; „Musik"; „Die armseligen Besenbinder"; „Bergschmiede"; „Tedeum"; „Der abtrünnige Zar"; „Lesseps"; „Der Felsen Tandil"; „Die weiße Stute"; „Die Tantaliden"; „Das Rübezahlbuch"; „Die Hütten am Hange"; „Nächte"; „Schicksale"; „Miniaturen"; „Tagebuch"; Ismael Friedmann"; „Mathilde"; „Einhart, der Lächler"; „Die Austreibung"; die Sonette „Dort wo im Sumpf die Hürde steckt".

Die Stillen im Lande, die kannten Carl Hauptmann, aber die große Welt gebärdete sich, als gäbe es nur den großen und glücklicheren Dichter der „Weber" und der „Versunkenen Glocke". Heute offenbaren uns die von W. E. Peuckert herausgegebenen Briefe „Leben mit Freuden" (Horen-Verlag, Berlin 1928), wie Carl Hauptmann darunter gelitten hat, daß er totgeschwiegen wurde. Die Briefe Nr. 35 an Otto Modersohn vom 8. 12. 1900 und Nr. 189 an Paul Zech vom 17. 4. 1917, der eine anläßlich einer Aufführung von „Ephraims Breite", der andre nach einer andern des „Tobias Buntschuh", diese beiden Briefe allein sind erschütternd und empörend und rührend. Rührend ist der Mut des Dichters, der, seiner inneren Stimme folgend, troß des Mißerfolgs seine Bahn weiter wandern will, rührend ist die Verteidigung des Bruders Gerhart, der zu der Aufführung zu kommen vorsichtig vermieden hat. Aber empörend ist das Verhalten dieser feindseligen Klique, die mit einer Mauer von Schweigen den Namen des „Tobias Buntschuh"-schöpfers umgibt, damit die große Welt nur den einen Hauptmann kennt, damit das Geschäft nicht in Gefahr gerät! — Man tut in dem „Leben mit Freunden" einen tiefen Blick in die Höllenabgründe unserer Presse- und Literatur-Dezernate und zugleich in die gütige Seele des Dichters Carl Hauptmann, der auch seinem Bruder gern ein Freund geblieben wäre. „So leben wir neben einander, wissen, daß wir uns im innersten Lebensgefühle verbunden sind und können nicht zu einander. Die Händler stehen dazwischen" (a. a. O. S. 79, 80). — —

Seele voll Güte! In den „Tantaliden", einer wahrhaft visionären Schöpfung apokolyptischer Gestaltungen, erleben wir einen Machthaber, den das Leben durch alle Verblendungen ungehemmter Herrschergröße, durch den Rausch des gewaltigsten Kriegs, durch Zusammenbruch, Sturz, Gefangenschaft in das tiefste Elend treibt, bis allen Flitters entkleidet, aller Gier enthoben, die bloße Seele des zum Tode verurteilten Zaren sichtbar wird, und diese ist nichts als stille, lächelnde Güte. Sehnsucht nur nach Frieden ist in dem Gestürzten. Tantalus ist er wie sein Dichter, wie wir alle; „Tantalus immer die Menschenseele. Durstend immer! Durstend nach Frieden!" —

Diese Sehnsucht ist in dem „abtrünnigen Zaren" auch, der zuletzt seine Schwerthand ans Kreuz schlägt, sie ist in dem faustisch trotzenden Schmied in der „Bergschmiede", der oben auf dem Kamm in der Sturmnacht nach Schätzen gräbt, sie ist in den „Besenbindern", die mit „einem Fuß in der Schande, mit dem andern in der Hoffnung stehen", sie ist in dem mächtigen Erfinder „Tobias Buntschuh", der inmitten seiner Reichtümer friert aus Seeleneinsamkeit und vor der Mutter hinsinkt und aufschreit: „Wärme mich, Mutter! — Diese Sehnsucht ist in der „Mathilde", die durch alle Krümmungen und Verengungen ihres mühsamen Lebenswegs dennoch beharrlich emporsteigt, durchleuchtet von einem heimlichen Schimmer, der aus den Tiefen ihres Wesens strömt.

Der Roman „Mathilde" mag wie „Die Hütten am Hange" oder die älteren Dramen „Waldleute", „Ephraims Breite", „lange Jule" naturalistisch erscheinen, während die späteren Werke Carl Hauptmanns ein expressionistisches Gepräge haben. Dennoch gehört der Dichter weder der einen noch der andern literarischen Schule an; er war und blieb abseitig, Sondergänger. Und alle seine Werke sind eine geschlossene Einheit, sind Offenbarungen der Menschenseele, mit ihren Entzückungen und Zerrissenheiten, ihren Fratzen und ihren Verklärungen, ihrer wilden Lebensgier und Gottessehnsucht. Hinter allen Gebärden, Verkrampfungen und Verwüstungen, in allen Erhebungen und Stürzen das Wesen der Seele zu erspüren, darauf ist Carl Hauptmann aus, wie der Sammler auf einen seltenen Stein. Das ist seine Jagdbeute in den „Nächten", „Schicksalen", „Hütten am Hange".

Wenn ein Dichter so zum Jäger wird, der den Seelen nachspürt, und er lebt wie Carl Hauptmann an drei Jahrzehnte in der Riesengebirgswelt, so kann es wohl nicht anders sein, als daß sich in sein Netz einfangen läßt, was da in Wald und Feld gemeinhin oder auch nur fahrender Weise umherflattert. Es kann nicht anders sein, als daß die Menschenwelt des Riesengebirgs, der behäbige Talbauer, der mühsame Häusler in den Hütten am Hange, der Förster und der Wilddieb, der Besenbinder und die Hütebuben uns zeigen müssen, was in ihrer Seele glänzt und giert. So ists mit den „Bradlerkindern", mit der „langen Jule", mit den „Waldleuten", mit dem Rubenerhaus in „eine Heimstätte". Menschen unserer schlesischen Heimat sind darin gezeichnet; mit ihrer Arbeitsgeduldsamkeit, mit ihrer Schollentreue, ihrer Glaubensinnigkeit, ihrer Aberglaubensversponnenheit, ihrer Sinnlichkeit, ihrer Fröhlichkeit, Kühnheit und Unverwüstlichkeit. Da ist der siebzigjährige Rehorek, der noch so feurig küssen kann und die rote Lise an sich reißt, da ist die stille Mutter Gottwald, die in der Sterbestunde beim Singen ihres Kanarienvogels selig einschläft, als wäre es Jubel der Engel schon, da ist der Wilddieb Sagasser, und die frechen Beistjungen, die übermütigen Dorfgreuel, der Kräutermann und die Harfenmädel, der Forstadjunkt Zinnappel und die liebegierige Ella Sender, die Einharts Jugend für sich fordert. Am ergreifendsten unter all den Gestalten ist die des alten Rubener, der um die Hütte am Hange, in der Vater und Vorväter hausten, so jämmerlich die alte Kaluppe aussieht, einen zähen Kampf führt. Vergeblich ist sein Tun; er verliert darüber in der Schneesturmnacht seine beiden Buben, die sich beim Holzholen verirren und erfrieren, er verliert die „Heimstätte" und damit den Grund unter den Füßen. Nirgends mehr kann er Wurzeln schlagen, friedlos zieht er durch die Welt — jahraus, jahrein, unverstanden mit seiner Sehnsucht.

Und weil Carl Hauptmann, der von der Naturwissenschaft herkam, als er ein Dichter wurde, für die Natur ein so williges Auge und Ohr hat, so blüht auch die ganze Herrlichkeit unsres Gebirges in vielen seiner Dichtungen, blüht und klingt. Da fließt die Morgenhelle über goldene Ginsterhänge oder der Abendschein über die Purpurröte der Weidenröschenbüsche auf der Waldblöße, da zerreißt der Nebel und zeigt die Riesenorgel der Schneegrubenwände, da legt sich ein rosenrotes Wolkenkränzlein ums Koppenhaupt, da stehen wie erstarrte Riesen die Felsentürme auf dem Kamme im Mondschein, da reiten die Sturmreiter des Herbstes, mit ehernen Schilden schlagend, in die Gründe hinab, da steht Rübezahl als Schneegewölk auf der Grathöhe wie ein weißer Hirsch und brüllt seinen Zorn ins Tal; da verzaubert er den Bergwald zum Wunder von Eis und Schnee, daß die gekrümmten Wetterfichten an den Hängen entlang stehen wie Urwelttiere, wie erstarrte Beterinnen, wie ein schlafendes Heer, Skythe an Skythe, Kanonengefährt und Fußvolk, in diamantenen und goldenen Lappen und Lumpen (Rübezahlbuch). Oder der Dichter vernimmt die wunderbare Musik der Abendstunde, wenn die Sonne sinkt, und die schneebehangenen Äste fangen zu klirren und zu klingen an, als höben rauchsilberne Zaubervögel zitternd und schwankend müde atmende Riesenflügel.

Alles, was im Riesengebirge ein Menschenherz, ein Schlesierherz entzückt und erhebt, das blüht, das duftet, das strömt uns entgegen aus Carl Hauptmanns Dichtungen. Er schlägt „der Abgründe Harfen, er bläst des Morgens große Posaunen", weites Wunderland tut er uns auf. Und darum *wollen wir mit ihm gehen, wir Schlesier voran*, seine stillen, silberlichten Pfade talan, *Sonnenwanderer*! Denn:

„Was über Wolkenklingt,
nur das macht frei!"

Ein neuer oberschlesischer Roman

Heinrich Dominik: „Die kleine Exzellenz". Verlag Heege, Schweidnitz.

Da hätten wir ja unversehens den Umriß eines oberschlesischen Romans, wie er sich zumindest unserem größten Komplex nähert: dem Gebiete der Arbeit.

Heinrich Dominik kann sich rühmen, den Versuch gemacht zu haben, einem beängstigend großen und komplizierten Problem unserer Zeit und unserer Heimat entschlossen gegenübergetreten zu sein.

In der Kunst und in der Dichtung ist alles: Die Fragestellung!

Dominik frägt nach dem Fundamente und dem Oberbau unserer Industrie, nach der Kraft, die das Gewirr von hunderttausenden Existenzen, von Tendenzen und Gegentendenzen, von Macht und Unterdrückung, von lastend Altem und ins neue Strebendem, von Beharrendem und zur geistig-technischen Revolution Drängendem in ein Einigendes bringen soll. Gibt es derzeit einen Nenner, der diesen (nomen est omen) *Bruch* auf ein Gemeinsames bringen kann? Die kleine Exzellenz, der warmblütige Raisonneur im Roman sagt: „Ja" — sie sagt es vergebens, wie es scheint ....

Die Beantwortung der Fragen, die sich Dominik stellt, sind heute nicht mehr hinter dem dreimal gefährlichen, undurchdringlichen und geheimnisvollen Schleier zu Saïs verborgen und niemand fällt mehr tot zu Boden, der den Schleier mutig hebt.

Vier Faktoren sind es, die den materiellen und geistigen Unterbau zur Lösung der Frage geben: Die Macht des Industriekapitals (der Konzerne), das Streben und abwehrbereite gesellschaftumwälzende Wollen der Arbeiterschaft, der Staat in seiner Verflechtung mit der Weltwirtschaft, und die Wissenschaft des Zukünftigen ... das ist die Weltrevolution. — Noch ein Faktor, für den Dichter der unschätzbarste und stärkste Kraftmagnet, der magisch alles an sich zieht: das ist das menschliche Herz, mit seinem Hin- und Herfluten, mit seinem ewigen, leidenschaftlichen Pochen, das auch das Materielle unterjocht und in sich die Gewalt aufzieht: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!" —

Dominik hat allerdings nur *zwei* Faktoren mit voller Kraft in das Getriebe seines Romans eingesetzt. Die Macht und das Wollen des Industriekapitals, in einem anderen, aber unlösbaren Zusammenhange: Gewalt des Herzens. Die anderen realen Komponenten: Das Gezähne und Gestänge der Weltwirtschaft, das Reich des Wissenschaftlichen und am meisten die dumpf aufdrohende Arbeiterbewegung hat er zwar in seinem Buche nicht übersehen, aber sie erscheinen nur als schwacher Abklang einer materiellen Begleiterscheinung. Sie haben im Roman wenig eigenes Schaffens- und Bewegungsgebiet. Sie sind nicht voll in ihrem Gegen- und Ausdrucke erfaßt. Sie sind gleichsam Tangenten an dem Wirbelkreise des Geschehens im Werke.

Aber die zwei Faktoren genügen Dominik, um sein Buch zu füllen. Und Dominik hat bis ungefähr über die erste Hälfte ein lebendiges, tiefgreifendes Wirken an dem Geschicke des Generaldirktors *Mühlner*, der vorläufig ein fressend Ungeheuer voll Machtwahn ist, erstehen lassen. Dominik zeigt hier, daß er in bedeutender Weise um ein Seelen- und ein Welt-Problem bemüht ist. —

Mühlner steigt durch seine tüchtige Rücksichtslosigkeit auf. Profit und Macht des Industriekapitals, seine eigenen Diktatorengelüste ... der Charakter schreit nach Freuds Psychoanalyse ... bilden den finsteren, egozentrischen Umkreis seiner Seele. Menschen, Frau, Liebe, Gewissen, sie

alle werden in diesen Kreis gezwungen. Nur ein einziger Widerstand bietet sich ihm, in der geistigen, edlen Gestalt der „Kleinen Exzellenz", eines Mitgliedes des Verwaltungsrates. Die Kleine Exzellenz vertritt allein in diesem macht- und geldgierigen Kreise die Interessen der Menschheit, auch gegen Mühlner. Sie vertritt sie mit aller Wärme, mit allem Geist, mit aller Dialektik, die Dominik zur Verfügung steht ... und es ist ein Zeichen unserer Welt: die Kleine Exzellenz bleibt Mühlner und dem ausbeutenden Profite gegenüber machtlos. Dabei peroriert die Kleine Exzellenz eigentlich nur in einer Art demokratisch-fortschrittlicher Allgemeinheit, die noch weit vom rotglühenden Sozialismus entfernt ist.

Später erfolgt in Mühlner eine innere Wandlung. Er wächst über sich hinaus, das will heißen: über seine eigene Umgebung, und will durch die neue amerikanische Technik und die radikale, Millionen verschlingende Umstellung der Werke die Arbeiterschaft heben und dem Kapitale, noch immer, ungemessene Anteile zugleich zuschanzen.

Diese Wandlung geht aber von anderen Erkenntnissen, als inneren, aus! Aber sie trifft seine Umgebung wie mit Keulenschlägen und voller Abwehr. Zum erstenmale findet er die kleine Exzellenz an seiner Seite und das macht die Industrieherren eingenommen, stimmt sie gegen den ganzen Plan und die Einstellung Mühlners verdächtig. Sie wollen Gewinn, ohne Risiko und Gedankenarbeit und Anstrengung! Und sie fürchten das alles („laßt uns besitzen und schlafen") bedroht, außerdem erspüren sie da feindselig Ideen, die ausbrechen könnten. Die Arbeiter, genug bisher vom Systeme Mühlner drangsaliert und unfrei gemacht, wollen in dem Großen nur einen neuen Schlag gegen sich spüren ... und sie wehren sich, sie revoltieren gegen den Verhaßten!

Mühlner könnte nun durch einen Zug ins Große die Verhältnisse besiegen. Aber hier wird Dominik schwach, zusammen mit seinem Helden. Dominik weicht plötzlich, an der Schneide, seinem Probleme aus. Es gibt nun keinen Kampf und kein Gelingen und keinen wollenden Mühlner mehr! Mühlner wird durch Dominik ungewollt und gewollt ... er, der nur überarbeitet vor seinem großen Schlag steht ... als geisteskrank erkannt oder bezeichnet ... und die Geschichte mit seinem Weibe, mit seinen Ideen, das ganze Wesen des Mannes scheint das ... mir erscheint das nur als Verlegenheitslösung des Autors ... zu bestätigen.

Mühlner kommt in ein Sanatorium, seine Frau stirbt ferne im Süden, seine in alle Himmel der Leidenschaft gehobene Gesellschafterin wird die reine, herrliche, geliebte Frau der jung gewordenen kleinen Exzellenz ..... und da sich alle bekommen, die sich normal nicht bekommen sollten .... ist das Problem zu Ende!

Dominik hat leider vorzeitig abgebrochen und um des Liebes- und Gesellschafts-Romans den wirklichen Arbeits- und Sozial-Roman mit seinem stark gesehenen Problem verlassen und die Flucht in die Unterhaltung ergriffen. Denn es ist nur ein Ausweichen vor dem Problem, das mit streng gefurchter Stirn weiter vor uns steht, gleichgültig, ob irgend ein Generaldirektor krank oder gesund bleibt und mit der Person nicht beendigt ist. Auch wenn man der „Kleinen Exzellenz" einen Happen Liebe für ihre tapfere Menschlichkeit zuweist! Hier stecken die Fehler Dominiks. Ich wage nicht, zu entscheiden, ob Dominik eine Lösung ins Erhabene finden konnte ... aber lieber will ich Mühlner im wahnsinnigen Kampfe mit der Arbeiterschaft oder den Kapitalherrn tot sehen, als so jämmerlich verblödet! Trotzdem: Dominiks unleugbare Stärken sind: starke, soziale Einsicht, elegante Behandlung so schwieriger Auseinandersetzungen, wie sie der geistige Kampf zwischen Sozialem und der Geldmacht und dem Arbeitsvolke als Vertreter der Menschheit erfordern, ohne daß diese Tiraden werden oder einem sozialem Traktat ähnlich sein dürfen. Dazu eine volle, klingende Sprache (... manche Endungen auf ... „sam" stören mich) und nicht zuletzt starke Kraft zur



Prof. Paul Plontke Berlin

Glatz

plastischen Seelenmalerei, die selbst einem so gefährlichen Kerl wie Mühlner und seinem Gegenparte standhält.

Im Roman sind dazu einige Frauencharaktere gut gelungen und eine Fülle selbstsicherer Gestalten aus dem Industrieleben eingefangen. Selbst ein verkniffenes Arbeitersubjekt (ein Mangel, daß die Arbeiter nicht mehr da leben) ziert die Galerie schöner Köpfe. Sie alle beweisen uns Dominiks Kraft für die Porträtierung von Menschen, die ein selbständiges Leben bei ihm führen.

Aber ich kann mir nicht helfen: ich gäbe die meisten dieser Figuren und das viele Schillernde, ja Geistreiche, gerne dafür her, wenn Dominik seine Kraft auf das Problem und Mühlner bis zu Ende verwendet hätte. Die Kleine Exzellenz ist für mich kein Ersatz, sie mag bis zum Ende reden; was wir brauchen, sind: Mühlners pro und contra, mit Mühlners oder der kleinen Exzellenz Wollen und Wahn . . .

Und für Oberschlesien? Freuen wir uns über das Werk trotz alledem und über den Anhieb, der uns in seiner Verklärung dorthin führt, „wo das Volk am tüchtigsten ist, nämlich bei seiner Arbeit!" Man kann schon aus Dominiks Roman etwas lernen und es ist trotz seines weltweiten Problems doch ein oberschlesisches Werk, das unserem Schrifttum schon um seiner Tapferkeit willen gewissermaßen, und trotz der dargelegten Einschränkungen zur Ehre gereicht! Ich habe einmal im „Oberschlesier" gefragt: „Ist eine oberschlesische Dichtung möglich?" .... auf diesem Wege kann die Erfüllung vielleicht blühen!

Siegmund Reis, Hindenburg O.-S.

Der Kreis

Von Wolfgang Federau

Gleich des Kreises rundgefügtem Bogen,
den aus freier Hand ich hier gezogen,
will, so mag zuweilen es mir scheinen,
auch mein Leben schließlich sich vereinen.
Dunkler Anfang und das müde Ende
reichen schließlich lächelnd sich die Hände;
wenn auch manches, was dazwischen liegt,
oft sich nicht der Spur des Zirkels fügt,
das Gesetz, die Formel oft vernichtet,
manchmal zaghaft nach dem Zentrum flüchtet,
um dann bald, gelenkt von leisem Sehnen,
sich nach Außen in das All sich dehnen,
schließlich doch, bei einigem Geschick,
kehrt es zögernd zu sich selbst zurück.

Was jedoch umschließt mein Lebenskreis?
Frage ist's, die keine Antwort weiß.
Bloß dies eine lehrt der flücht'ge Blick:
Von dem Ganzen ist es nur ein Stück —
jenseits wogt das Unbekannte, Große,
das mein Leben birgt in seinem Schoße,
welches allem Ehrgeiz, aller List
spottet, da es ohne Grenzen ist.
Dieses wissend, lern' ich mich bescheiden,
und die Kleinheit meines Schicksals leiden,
ahnend: dieses schon bedeutet Glück,
wenn die Seele nur ein karges Stück —
nur ein Fetzchen jener großen Welt
in dem Kreise ihres Lebens hält.

Eine liebliche Naturerscheinung im ersten Vorfrühling des Jahres 1892

Ein ziemlich strenger Winter hatte Mensch und Haustier für ein paar Monate in die Räume des schützenden Hauses gebannt. In der zweiten Hälfte des Februar kam aber die liebe Sonne wieder zur Geltung und warf blendendes Licht über die zum Teil noch schneebedeckten Felder der Hügellandschaft meiner stillen Heimat Steinau im Kreise Neustadt O.-S. Die Sonnenstrahlen fielen so verführerisch durch die Fensterscheiben in die Stube, daß sie mich bald verlockten, einen Spaziergang ins Freie zu unternehmen. Als ich aber aus dem Hause trat, merkte ich gar bald, daß die lockende Sonne noch keine Frühlings- oder gar Sommersonne war, denn die Wirkung ihrer Strahlen war noch minimal und kam hauptsächlich nur an Straßengräben und Wegerändern zur Geltung, die nach Süden geneigt waren, indem sie sich in den daselbst lagernden Altschnee hineinfraßen und auf dem Rasen der Feldraine den ersten grünen Schimmer neuer Vegetation hervorriefen.

Als ich bei einer Wendung des Weges in ein Wiesental eintrat, dessen Winterschnee auch schon durch die Sonnenstrahlen teilweise aufgezehrt war, bot sich meinen Augen ein gänzlich unerwarteter lieblicher Anblick dar.

Aus der Sohle des Tales, das eine Fläche von ungefähr 400 qm hatte und auf drei Seiten von ziemlich bedeutenden und steil ansteigenden Höhen eingeschlossen war, sprangen ungefähr 150 bis 200 Wasserstrahlen — die höchsten bis 2 Meter — empor. Wie festgebannt hafteten meine Füße an der Stelle, und meine Augen schauten in das Wunder der vielen Fontänen hinein. Es kam mir vor, als stünde ich in einer gläsernen Höhle, die überreich mit Glasbehang und blitzenden Kristallen ausgeschmückt war, in denen sich das von oben einfallende Licht der noch tiefstehenden Wintersonne mit prächtiger Farbenwirkung brach.

Nachdem ich die Erscheinung eine halbe Stunde lang bestaunt und die Wasserstrahlen oberflächlich überzählt hatte, mahnten mich die Klänge der Mittagglocke von dem Kirchturme des nahen Steinsdorf, mich in die Wohnung meiner Eltern zu Muttern an den gedeckten Tisch zu begeben.

Ich schied ungern aus dem Zaubertale, nahm mir aber vor, am nächsten Morgen um dieselbe Zeit an dieselbe Stelle zurückzukehren und ein paar Bekannte mitzubringen, damit auch diese sich an dem lieblichen Bilde erfreuen könnten. Als wir bei Ausführung dieses Vorsatzes am nächsten Tage an die schon erwähnte Wegwendung kamen, streckten wie alle drei die Köpfe in die Höhe, und ich freute mich schon auf die Überraschungsausrufe meiner Freunde. Aber ich erlitt eine gründliche Enttäuschung, denn von der gestrigen Herrlichkeit waren nur noch spärliche Reste vorhanden. Und wären nicht diese noch dagewesen, so würden mir meine Begleiter gar nicht geglaubt haben, was ich ihnen von der gestrigen Märchenpracht des Wiesentales erzählte. Sie scheuten sich auch garnicht, ihre gehegten Zweifel zuzugeben, worüber ich mich eigentlich auch nicht wunderte, denn die Erscheinung war etwas Unerhörtes.

Wir machten uns nun aber daran, die Ursache des Phänomens zu ergründen. Es gelang uns restlos.

Als wir uns niederbeugten und den Wiesenboden näher untersuchten, fanden wir denselben bedeckt von einer zentimeterstarken Eisschicht, die aber vielhundertfach von Mäuselöchern durchbohrt war. Die Wiese war bei Eintritt des Winters überreichlich von Mäusen bewohnt gewesen, die dann auch unter der darauf gefallenen Schneedecke weitergelebt und weitergearbeitet hatten, indem sie sich von der vom Schnee zugedeckten Grasnarbe ernährten.

Als dann Tauwetter eintrat, schmolz der poröse Schnee. Das Schmelzwasser sickerte ein und gefror bald wieder und bildete jene schon erwähnte Eisschicht. Ein Teil der Mäuse und zwar die kräftigeren Exemplare, konnte unter dieser Schicht notdürftig das Leben weiter fristen, die schwächeren mußten zugrunde gehen, weil sie unter den ungünstigen Lebensumständen nicht mehr imstande waren, jene Eisschicht und die gefrorene Erde durchzunagen. Die ausgehöhlten Gänge der Mäuse, die inwendig auch noch durch das wiederholte Durchschlüpfen der kleinen Nager während des Gefrierens geglättet waren, blieben erhalten. Als dann die Sonne mehr Kraft bekam und Tauwetter eintrat, füllte das Schmelzwasser die durch den Frost verhärteten Baue der Mäusegänge, und da die Wiese von Berghängen eingeschlossen war, deren Miniergänge sicher doch mit den Gängen der Talsohle in Verbindung waren, stand das Wasser wie in kommunizierenden Röhren, erhielt von den Talwänden her Druck, und wo in der Eisrinde eine Öffnung nach oben zu vorhanden war, mußte ein Wasserstrahl emporspringen.

Wievielerlei günstige Umstände mußten wohl zusammentreffen, um jene liebliche Erscheinung hervorzubringen. Ich bin jetzt 65 Jahre alt; ich bin in die verschiedensten Teile des deutschen Vaterlandes gekommen; ich habe stets die Augen für die Vorgänge in der Natur offen gehalten: aber eine Erscheinung zu schauen wie die geschilderte habe ich nicht mehr das Glück gehabt.

Frühlingseinzug

Von Hans Jülke-Neisse

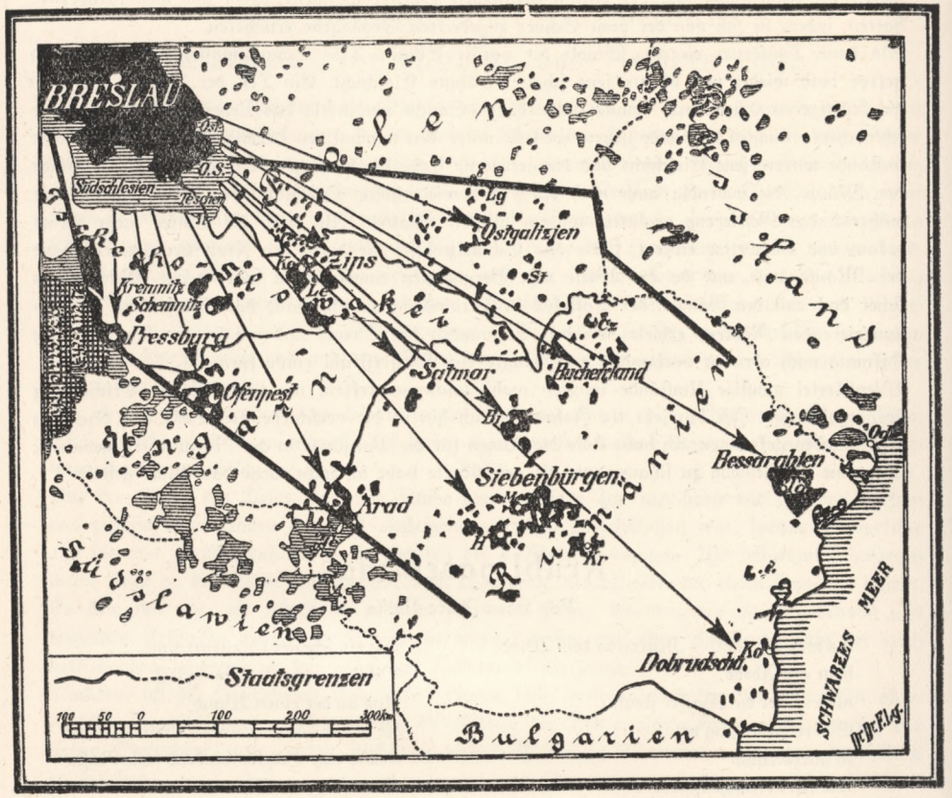
Es war ein dunkles Murrn in dem Winde
heut am Abend,
als er über die Wasser strich.
So trostlos klang es,
so unerbittlich
wie ein Menschenschrei,
daß mich fror.

Am Tor
stand ein Mann,
ein müder Mann,
ein Greis,
und strich die Fiedel
unersättlich heiß ....
Es war ein freudenloses Liedel,
das er strich.

Und dann ein Raum.
Ein fröstelnd kahler Raum.
Zwischen zwei Fenstern
brannt ein Spruch
wie ein schöner Greisentraum:
Der du unsere Hoffnung bist ....
Und an der einen Wand,
die in den dämmerblauen Lichtern stand,
wuchs eine Bahre, winkend süße Rast.
Drauf lag ein Mann,
ein Jüngling fast,
zermalmt, zerfetzt
von der Erde,
die unsere Mutter ist.

Dann in der milden Nacht
zog der Frühling durchs Tal,
küßte die Erde erschauernd sacht.
Glocken sangen vieltausendmal:
O Frühling, du Holder!

Mädchen gingen, den Knaben am Arm,
über Auen und küßten sich.
Einer Flöte sanfter Liebesschrei
klang mondbeschienen lieblich.



Nach Südost-Europa!

Von Karl Sczodrok

Die Kartenskizze, die ich diesen Ausführungen voranstelle, ist dem Aprilheft der Monatsschrift „Deutsche Welt" entnommen, dem Organ des Vereins für das Deutschtum im Auslande. Auf den ersten Blick macht sie deutlich, wie kräftig das Deutschtum südlich unserer Grenzen ist; ganz eindringlich weisen diese deutschen Gruppen und Inseln von Schlesien aus nach Südosteuropa, nach jener großen Halbinsel, die wir landläufig Balkanhalbinsel nennen.

Bereits früher, als ich als Schulbube vor der Landkarte saß und unser liebes Schlesierland beschaute, ging es mir ein, daß unsere Heimat zwar — entsprechend der Richtung und dem Laufe der Oder — von Natur aus und ganz organisch verbunden und schicksalhaft verwachsen ist mit Binnendeutschland. Aber bereits damals erschien mir Schlesien auch als ein Finger

Deutschlands, der wegweiserartig nach Südosten zeigt, eben nach dem Balkan, der so viel erzählen kann von dem Auf und Ab der Völker, der Mittelstelle ist für nicht weniger als drei Erdteile: für Europa, Asien und Afrika und der gerade auch in der Politik unserer Tage als „Hexenkessel Europas" eine so bedeutsame Rolle spielt.

Wie viele von uns, so bin auch ich als Bube mit glühenden Wangen und mit bunten Träumen dem alten Romanschreiber Karl May „Durch die Schluchten des Balkans" gefolgt. Man sagt zwar, Träume seien Schäume, aber sehr oft finden gerade solche Träume späterhin Erfüllung, wenn auch meist in einer ganz anderen Form, als wir es uns als Kinder ausmalten. So wurde auch mein romantisches Kinderträumen vom Balkan später ungeahnte Wirklichkeit.

Zunächst tat ich im Weltkriege über zwei Jahre Frontdienst in Rumänien und Macedonien. In Macedonien konnten wir, eingegraben in die Felsen und den Sand, bei schönem Wetter durch das Scherenfernrohr den Olymp sehen und wirklich und wörtlich „das Land der Griechen mit der Seele suchen".

Seither hatte ich immer den heimlichen Wunsch, jene Schauplätze großartigen Weltgeschehens noch einmal mit Muße und im Frieden zu besuchen, und wieder wurde in überraschender Weise dieser Wunsch erfüllt, und zwar eben jetzt, im Herbst 1927. Als Mitglied der Arbeitsgemeinschaft deutscher Zeitschriften nahm ich an deren Studienfahrt nach den Ländern der unteren Donau teil.

Unserer Reisegesellschaft gehörten an: Dr. Düsel (Westermanns Monatshefte), Friedrich Heiß (Volk und Reich), Paul Oskar Höcker (Velhagen & Klasings Monatshefte), Dr. Hübscher (Süddeutsche Monatshefte), Carl Lange (Ostdeutsche Monatshefte), Matras (Grenzland), Freiherr von Müffling (Deutschlands Erneuerung), Dr. Pechel (Deutsche Rundschau), Freiherr von Rheinbaben (Deutsche Stimmen), Pater Sierp S. J. (Stimmen der Zeit), Dr. Emil Schultz (Echo) und ich als Herausgeber der Monatsschrift „Der Oberschlesier".

Wir kamen also — und das war etwas ganz Köstliches — aus ganz verschiedenen politischen Lagern und Landschaften Deutschlands; und um die Verbundenheit des Reiches mit den Auslanddeutschen zu kennzeichnen, waren auch Danzig und Deutsch-Österreich vertreten. Unser Wegbereiter war Viktor Wagner, ein prächtiger und echter Banater Schwabe und ein gründlicher Kenner Südosteuropas.

In Klagenfurt sammelten wir uns, wo uns der Landeshauptmann von Kärnten gastfreundlich aufnahm und uns so recht einging, daß der Anschluß von Deutsch-Österreich kommen muß, daß keine Macht der Welt auf die Dauer Bruder von Bruder, Blut von Blut trennen könne.

Unsere Reise führte uns durch Jugoslavien, Bulgarien, Rumänien und Ungarn. In Jugoslavien waren Haltepunkte Marburg (Maribor), Agram (Zagreb), Neusatz (Novisad) und Belgrad (Beograd), in Bulgarien Sofia, in Rumänien Bukarest, Hermannstadt und Temesvar, in Ungarn Budapest. Nach Wunsch und Bedarf besuchten wir im Kraftwagen von diesen Zentralorten aus besonders wichtige Punkte im flachen Lande.

Die ganze Reise dauerte etwa drei Wochen, es war also Zeit genug wenigstens zu einer ersten Umschau.

Zweck der Reise war, wie der umsichtige und unermüdliche Obmann und Führer unserer Arbeitsgruppe, Dr. Pechel von der Deutschen Rundschau, unterwegs bei den offiziellen Be-

grüßungen mit beredten Worten zum Ausdruck bringen konnte: Das neue politische Werden in den Ländern Südosteuropas durch den eigenen Augenschein kennen und werten zu lernen und unseren deutschen Brüdern im Südosten einen Besuch abzustatten. Der unbeständigen Tagespolitik gingen wir, der mehr kulturellen Art unserer Zeitschriften entsprechend, nach Möglichkeit aus dem Wege.

Der Raum reicht hier nicht, um eine Schilderung von dem Verlauf der Fahrt zu geben. Aber einige besonders wertvolle Erkenntnisse dieser Reise will ich wenigstens andeutungsweise mitteilen; in den Vordergrund möchte ich dabei alles das stellen, was den landschaftlich gebundenen Aufgabenkreis unseres „Oberschlesier" mehr oder weniger berührt.

*

Südosteuropa kann man als ein großes Trümmerfeld bezeichnen. Noch sieht man viel von türkischen Erinnerungen, die sich häufen, je weiter man nach Süden kommt, während in den Landschaften, die ehedem zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörten, die Zeugnisse der Einflüsse von Wien und Budapest nicht verwischt werden konnten. Auf diesen Trümmern versuchen die nachkrieglichen Staaten aufzubauen und zumeist mit einem Eifer, der bewundernswert ist. Ich denke da zuerst an Jugoslavien, das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, dann aber auch an Ungarn und Bulgarien, welche die Zeche des Weltkrieges in Südosteuropa bezahlen mußten, aber von der Hoffnung nicht lassen können, daß eine Revision der Friedensverträge kommen muß.

In Ungarn gibt es wohl kaum ein Haus, das nicht dieses Täfelchen zeigt: Die Karte von Ungarn. Eine Dornenkrone deckt zu, was Ungarn durch das Friedensdiktat von Trianon genommen worden ist. (Das ist nicht wenig. Nach den sehr geschickt gemachten Propagandakarten, die man uns in Budapest in die Hand drückte, verlor Ungarn etwa $^3/_4$ seines Bodens und $^2/_3$ seiner Menschen). Darunter steht: Kann es so bleiben? Nein! Nein, nimmermehr!

Die Erneuerung der Balkanstaaten dürfte aber kaum ganz aus eigener Kraft gelingen. Da ist es nun reizvoll, einen kurzen Blick auf das Verhältnis der Großmächte zum Balkan zu werfen. Der früher so überragende russische Einfluß ist durch die russischen Staatsumwälzungen augenblicklich so gut wie lahmgelegt. Jugoslaven hat einen Teil der russischen Wrangelarmee in seinem Staatsdienst untergebracht. England versuchte nach dem Kriege eine große Handelsoffensive, doch scheint der Ehrgeiz des englischen Kaufmanns anderen Betätigungsfeldern den Vorzug zu geben. Frankreichs Einfluß kommt von Süden und gründet sich auf eine sehr rührige und weitausholende Kulturpropaganda. Das französische Buch herrscht vermöge seiner Billigkeit. Selbst in Rumänien empfindet man diese Hörigkeit, die eine gesunde Entwicklung des eigenen geistigen Lebens hemmt, sehr schmerzlich, wie beispielsweise der Patriarch Christea von Rumänien, der uns in Bukarest empfing, andeutete. Italiens Einfluß stößt sehr gewaltsam von der Adria her nach Osten vor und findet seine Hauptstützpunkte neben Albanien in Ungarn und Rumänien. Gerade damals, als wir in Rumänien reisten, war der große lateinische Kongreß beendet, der berauschend und überschäumend laute Kunde von der italienisch-rumänischen Verbundenheit geben sollte.

Und der deutsche Einfluß? Der polnische war nach dem Kriege ganz ausgeschaltet, aber

der wirtschaftliche und kulturelle hat alle Stürme der bewegten letzten Jahrzehnte überdauert und wird fortdauern und wachsen, solange die Donau, gleichlaufend mit ihm, ihre Wasser nach Südosten schickt. Der deutsche Kultureinfluß wirkt vor allen Dingen weiter in seiner Wiener Prägung. Herzlich sind heute noch die Beziehungen, die Kroatien und seine aufwärtsstrebende, herrliche Hauptstadt Zagreb (Agram) mit Wien verknüpfen; und die Wiener Küche herrscht bis nach Altserbien, wo sie von der türkischen Küche abgelöst wird.

Überall, auch in den ehemaligen Feindländern — ich denke insbesondere an Serbien — spricht man mit Achtung und Bewunderung von der deutschen militärischen Leistung und Manneszucht. In Belgrad verkündete es ein serbischer Minister laut auf einem Bankett, das man uns zu Ehren gab: Die deutsche Besatzungszeit war für uns Serben hart, wie jede feindliche Besatzung; aber sie war auch gerecht. Und er beklagte es, daß seit Goethes serbischen Volksliedern das deutsche Volk so wenig vom serbischen Volkstum gehört habe. Man bewundert dann insbesondere die deutsche Technik und wirtschaftliche Leistungen. Was von Monumentalbauten besonders Großes in Südosteuropa geleistet worden ist, das schufen zum guten Teil Deutsche. Mit kindlicher Freude zeigte man uns stolz deutsche Reparationsleistungen, eine ganz neuzeitliche Telefonzentrale in Zagreb, die gewaltige neue Donaubrücke bei Peter-Wardein und Straßen, die von der deutschen Heeresverwaltung angelegt worden sind und die heute noch als vorbildlich gelten. Und als ich einmal bemerkte, daß wir meist in deutschen Eisenbahnwagen gefahren seien, meinte man: Eigentlich sei es für Deutschland ein großes Glück, daß es Reparationswaren liefere. Dadurch komme es ins Geschäft. Man müßte nunmehr, da man auf deutsches Material eingerichtet sei, auch die Nachbestellungen nach Deutschland vergeben. Also Geschäftsreklame! Von unserem Standpunkte aus allerdings eine etwas sehr kostspielige! Das immer wieder zum Ausdruck gebrachte Erstaunen darüber, wie schnell und gut wir unsere Währung in Ordnung gebracht hätten, war ein sichtlicher Ausdruck des Vertrauens in die deutsche Wirtschaftskraft. „So etwas bringen eben nur die Deutschen fertig".

Noch ist der Deutschenhaß nicht überall und nicht ganz verschwunden, ein Haß, unter dem nicht nur die Reichsdeutschen im Auslande, sondern auch die Auslanddeutschen nach dem Kriege viel zu leiden haben. Aber die Einsicht wächst, daß die deutsche Arbeit beim Wiederaufbau viel helfen könne, ja nötig sei, und wenn erst die Überzeugung sich allgemein Bahn bricht, daß die Furcht vor politischen Plänen im Sinne einer Machtpolitik, einer Bevormundung, die, wie das „Agramer Morgenblatt" anläßlich unserer Begrüßung mit Recht bemerkte, „kein Volk und auch Jugoslavien nicht brauche", ganz unsinnig ist, wird die Bahn frei sein, die bereits wieder so hoffnungsvoll angeknüpften Beziehungen zu Nutz und Frommen beider Teile auszuwerten. Jugoslavien erkennt dies offenbar immer mehr, wenn auch zum Teil unter dem Drucke Italiens. Es ist zwar ganz auf Frankreich eingeschworen, möchte aber auch mit uns in gutes Einvernehmen kommen, umsomehr, als wir später oder früher, wenn der Anschluß Deutsch-Österreichs ans Reich vollzogen ist, unmittelbare Nachbarn sein werden. Am schlimmsten steht es noch in Slowenien. Während unsere Aufnahme in Kroatien und Serbien aufrichtig und herzlich genannt zu werden verdient, war es in Slowenien das erste Mal nach dem Kriege, daß sich die Führer der deutschen Minderheit mit den Vertretern der Staatsvölker an einen Tisch setzten, und von der deutschen Vergangenheit und vom deutschen Leben in Marburg wurde uns nichts gezeigt. Die Kärntner Frage steht in Slowenien einer Versöhnung der Geister hindernd

im Wege. Die ſlowenischen Führer wiſſen, wieviel das ſlowenische Volk dem Deutſchtum zu danken hätte. Aber nicht nur der einzelne Menſch, ſondern noch vielmehr ein ganzes Volk läßt ſich an Dankverpflichtungen nicht gern erinnern, ſucht vielmehr die Mahnungen des eigenen Gewiſſens durch ſcharfe Gegnerſchaft nach außen zu ertöten. Bei dem Ausrottungskampf gegen die deutſchen Mitbürger werden, wie beiſpielsweiſe die Wegnahme des deutſchen Hauſes in Cilli zeigt, rechtliche Bindungen für ein Nichts geachtet. Die nationalen Kämpfe in Slowenien ähneln ſehr denen in Oſtoberſchleſien. Sehr ſchade, denn das ſlowenische Volk erſcheint dem Beſucher tüchtig, friedlich und von Natur aus gütig und ein rechtes Locarno wäre für Slowenien ein Segen.

Fortſetzung folgt

Geſetz und Freiheit

Von Helmuth Richter

Auf den Gaſſen drängt ſich das Gewöhnliche,
Und die Herde brüllt Gemeinſamkeit,
Doch der Edle rettet das Perſönliche
Und erduldet Einſamkeit!

Maſſe peitſcht den Rhythmus der Maſchinen,
Daß ſie kreiſchen ohne Melodie.
Nur die Sehnſucht, einem Geiſt zu dienen,
Löſt die Welt zur Harmonie!

Enges Leben zuckt in engen Netzen,
Aber wie ein Stern am Firmament
Leuchtet über täglichen Geſetzen
Freiheit,die den Gott erkennt!

Wie das Meer, das unerſättlich wühlende,
Schwankt die Menge blind im Sturm der Zeit,
Aber auf dem Grunde ruht der Fühlende
Still, er ſchaut die Ewigkeit! . . . .



„Guter Hirt und Chriſtkönig" (Moſaik, St. Clemenskirche Berlin)
Entwurf: Prof. Paul Plontke Berlin
Ausführung: Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff Berlin—Treptow

Das deutsche Büchereiwesen in Ost-Oberschlesien, Ostschlesien und Galizien

Alles geistige Leben des Auslandsdeutschtums steht mit dem Mutterlande in einem Kulturzyklus. Die Wellen geistiger Bewegung erreichen die einzelnen Gebiete je nach ihrer Entfernung und sonstigen Umständen (feindliches oder freundliches Verhalten des Wirtsvolkes zur deutschen Kultur usw.) verschieden schnell und sind auch schon gewandelt. Das Buch als Zeuge geistiger Kräfte vermittelt deutsche Kultur und befruchtet so das auslanddeutsche Leben vom geistigen Quellboden der Nation aus. Das Auslanddeutschtum selbst ist in den entscheidenden geistigen Impulsen auf diese Befruchtung angewiesen. Daraus ergibt sich die große Bedeutung des Büchereiwesens.

Der Verband deutscher Volksbüchereien in Polen mit dem Sitz in Kattowitz betreut das obengenannte Gebiet. Um die Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe zu begreifen, ist es notwendig, einen Blick auf die Bedingungen seiner Arbeit zu werfen. Es ist selbstverständlich, daß aus der Unzahl der Bücher eine den Lebensnotwendigkeiten und dem Bildungsziele entsprechende Auswahl getroffen wird. Das Bildungsziel ist für uns Deutsche in Polen klar. Wir müssen darnach streben, unserem Wirtsvolke den edlen, deutschen Menschen vorzuleben, unbeeinflußt von deutscher Staatlichkeit, dadurch aber wieder die Achtung vor deutschem Wesen wachzurufen und das Tor der Verständigung offenzuhalten versuchen. Wir müssen die deutsche Notgemeinschaft, die entstanden ist, zur bewußt gepflegten Kulturgemeinschaft, vertiefen. Dieser Aufgabe kann das Büchereiwesen im Rahmen des gesamten freien Bildungswesens dienen. Beim Einzelmenschen gilt es die Krisenzustände, besonders im Nationalen, zu erkennen und da zur rechten Zeit und durch das rechte Buch zu helfen. Die Ansatzpunkte für eine derartige Tätigkeit sind recht mannigfaltig, da der Verband deutscher Volksbüchereien ein sowohl ständisch, als auch stammlich stark differenziertes Gebiet umfaßt. Es kommen aber als Auswahlgesichtspunkte für Bücher noch andre Tatsachen in Frage. Erstens ist zu bedenken, daß der Verband das Grenz- und Auslandsdeutschum betreut und deshalb viele Bücher, die literarisch wertvoll sein mögen, und die im Reich durchaus brauchbar sind, wegen ihrer letzten Endes gemeinschaftsauflösenden Wirkung nicht verwenden darf. Es sind darunter viele der modernen Problemromane (Eheprobleme, freie Liebe, religiöse Probleme usw.). Selbstverständlich gibt es darunter auch viel wertvolle Werke, die gemeinschaftsstärkend wirken Anderseits werden Werke, welche die Grenzlage und die nationalen Probleme behandeln, gediegene Heimatromane (Grimm: Volk ohne Raum, Watzlik: Renker) uns besondere Dienste leisten können, wobei allerdings gerade an sie die Forderung literarischer Hochwertigkeit gestellt werden muß. Eine zweite Schwierigkeit offenbart sich darin, daß der Verband ehemals reichsdeutsches und ehemals österreichisches Gebiet umfaßt. Auch heute noch nach sechsjährigem Zusammenleben hebt sich die österreichische Mentalität deutlich von der preußischen ab. Selbstverständlich geht das Streben unserer Bildungseinrichtungen dahin, das Schicksal der gemeinsamen Not zur Annäherung der beiden Menschenschläge, die als Schlesier doch viel Gemeinsames haben, auszunutzen. Um aber überhaupt wirksam werden zu können, muß dieser Mentalität Rechnung getragen werden. Es kommen für Ostschlesien und Galizien in erster Reihe österreichisch-deutsche Dichter in Frage, die auch die völki-

schen Probleme an sich trefffsicherer behandeln. (Watzlik, Hohlbaum, Strobl, um einige neuere zu nennen.)

Besonders müssen auch die ständisch-strukturellen Besonderungen der einzelnen Gebietsteile beachtet werden, da in ihnen leserpsychologisch die ersten groben Anknüpfungsmöglichkeiten zu finden sind. Ost-Oberschlesien besitzt z. B. so gut wie keinen deutschen bäuerlichen Stand. Die gemischtsprachigen Dörfer, die vorhanden sind, stehen in der Aufnahmsfähigkeit auf der Märchenstufe, schon wegen der Zweisprachigkeit. Deshalb haben die Minderheitsschulbüchereien große Bedeutung, da sie das den Leuten am ehesten faßbare kindertümliche Buch in die Familien bringen. Die breite Masse der deutschen Arbeiterschaft wird durch die dem Verbande deutscher Volksbüchereien angeschlossenen und durch ihn aufgebauten Büchereien des Bundes für Arbeiterbildung, der christlichen Gewerkschaften, der Gruben- und Werksbüchereien und endlich durch die öffentlichen Büchereien erfaßt.

Der oberschlesische Arbeiter vereinigt in seiner Seele polare Eigenschaften. Auf der einen Seite kann er bis zum Exzeß brutat sein und gibt sich robust, anderseits ist ein Umschlagen ins Sentimentale oft zu bemerken. Diese Momente erklären zusammengehalten mit einer regen Phantasie seine besondere Vorliebe für Karl May. Der Mittelstand steht fast durchwegs auf vorkünstlerischer Stufe. Der stoffliche Anreiz gibt den Hauptausschlag für das Lesen oder Ablehnen eines Buches. Im Ganzen kann gesagt werden, daß der Lesehunger sehr groß ist, daß aber dieses Bedürfnis verwildert ist und wenig gepflegt wurde. Erklärlich ist diese Sachlage aus dem Umstande, daß man schon früher, als das Gebiet noch reichsdeutsch war, es oft als kulturlosen Winkel betrachtet hat, für den die Brocken vom Tische des kulturell hochstehenden Binnendeutschen gerade gut genug sind. Auch heute noch scheint diese Meinung zu bestehen, was aus Schenkungen hervorgeht, die zum Teil wirklich nur Minderwertiges und Unbrauchbares enthalten. Mit dieser Verwilderung hat der Verband beim Bestandsaufbau und in der Ausleihe zu kämpfen, da es hier doch nicht angeht, durch Vor-den-Kopf-stoßen den größten Teil der Leser abzustoßen. Es liegt also infolge der Zweisprachigkeit, der mangelnden Mittel und Hilfskräfte eine doppelt schwere Aufgabe vor. Immerhin ist dadurch, daß der Verband die Belieferung der Büchereien vollkommen in der Hand hat und dadurch, daß er durch Schulung immer wieder vorerst das hauptamtliche Personal, in Zukunft aber auch die ehrenamtlichen Kräfte, auf die pädagogische Verantwortung hinweist und die nötigen Hilfsmittel (Kataloggestaltung, Vorlesestunden auf Gemeinschaftsgruppen aufgebaut, buch- und leserkundliche Erörterungen) an die Hand gibt, doch schon ein Vorwärtskommen zu bemerken.

In Galizien ist das Büchereiwesen noch ganz jung und erst im Aufbau. Es kann aber festgestellt werden, daß wir von Wanderbüchereien ganz abgekommen sind, nur Standbüchereien schaffen, die dem bäuerlichen Menschen gerecht zu werden versuchen. Vor allem wird hier auf die volksbiologische Höhe des Volkstums geachtet, um überhaupt zur Auswirkung kommen zu können.

Der Verband umfaßt in seinen Büchereien alle Weltanschauungs- und Parteigruppen. Evangelische und katholische Gemeinde- und Vereinsbüchereien betreut er ebensogut wie sozialistische und nationale. Hier spiegelt sich die Eigenart der Lage des Auslanddeutschtums, die zur Gemeinschaft zwingt. Das hochtrabende Wort Volkbildung, welches jetzt im Reich als Arbeitsziel gesetzt wird und eine neue Richtung kennzeichnet, münzen wir für uns, obwohl wir im Tatsächlichen mehr Volksgemeinschaft sind und glauben, das Volk durch Schicksal und die daraus fließenden Mächte der Bildung (Märtyrertum, Not um des Volkstums willen, Abkehr vom Materialismus), die stärker als Willensmächte bewußter Erziehung wirken, geschaffen wird, bescheiden in den Willen zur Behauptung und Vertiefung unserer deutschen Kulturgemeinschaft um.

Es ist selbstverständlich, daß einer zentralen Zusammenfassung des Büchereiwesens im Auslande kulturpolitisch viel größere Aufgaben gesetzt sind, als im staatlich wohlbehüteten Mutterlande. So versucht der Verband durch seinen Leihverkehr mit den deutschen wissenschaftlichen Büchereien dem Mangel einer deutschen Universitätsbibliothek abzuhelfen, gleichzeitig aber in seiner Bücherei für Kunst und Wissenschaft (10 200 Bände) langsam eine den Bedürfnissen der Lage angepaßte Studienbücherei zu schaffen. Schon heute hat diese für die deutschen Studenten an polnischen Hochschulen, sowie für Professoren und Lehrer große Bedeutung. Durch besondere Lesezirkel wird versucht, das gesprochene Wort zu vertiefen. So wird den kaufmännischen Abendkursen kaufmännische Literatur zur Verfügung gestellt, zur Vorbereitung der Reichslehrertagung mit dem Thema „Heimatkunde" wird den Arbeitsgemeinschaften das nötige Buchmaterial nachgewiesen und zur Verfügung gestellt.

Leider hindert der Mangel an geschulten Hilfskräften diese Feinarbeit.

Die Statistik ergibt für das abgelaufene Geschäftsjahr folgendes Bild. Die Zahl der Büchereien stieg auf 299, was einen Zuwachs von 28 Einheiten bedeutet. Von diesen Büchereien und Lesezirkeln befinden sich 210 in Oberschlesien, 18 in Ostschlesien, 70 in Galizien und ein Lesezirkel in Warschau. 40 Büchereien und zwar 33 in Wolhynien und 7 im Posenschen wurden an den Verband deutscher Büchereien mit dem Sitz in Posen abgetreten, der Posen, Pommerellen und Kongreßpolen betreut. Der Gesamtbücherbestand stieg auf 120000 Bände. Die Jahresausleihe beträgt über eine Viertelmillion Bände. Als Leser wurden statistisch über 20 000 Menschen erfaßt, zu welcher Zahl ungefähr noch das Doppelte an Mitlesern zu rechnen ist. Der Verband lieferte in diesem Geschäftsjahr an die Büchereien 16180 Bände. (Neue Bücher). Diese Zahl setzt sich zusammen aus 10 523 Bänden unterhaltender Natur, 2001 Bänden wissenschaftlicher Literatur und 3656 Jugendschriften. Die Lieferungen sind gegenüber denen des Vorjahres um 1180 Bände gestiegen. An Karteimaterial hat der Verband in diesem Jahre 36 260 Einheiten geliefert. Außerdem erhielten die Büchereien 1750 m Papier zum Einschlagen der Bücher. Ferner wurden 2586 Bucheinbände geliefert. Die Zahl der Bucheinbände wird in den kommenden Jahren bedeutend steigen, da Bücher nur mehr broschiert gekauft und im haltbaren Büchereieinband geliefert werden. Seit der Einführung der Zlotywährung hat der Verband den Büchereien Werke für die Summe von 113782,31 Zloty geliefert. Von dieser Summe wurden bisher 64655,42 Zloty abgezahlt. Die Einnahmen aus Lesegeldern und Subventionen der Städte betrugen in diesem Jahre 42500 Zloty. Diese Zahlen bezeugen den äußeren Aufstieg des Verbandes deutscher Volksbüchereien.

Viktor Kauder, Verbandsbibliothekar.

Moderne Musik und Heimat

Zur Erstaufführung von Hindemith in Hindenburg.

Es mag mit dem allgemeinen Erlahmen des kulturellen Lebens in Oberschlesien während der letzten Zeit* zusammenhängen, daß von der Musik modernster Richtung in unserer Heimat wenig Notiz genommen wurde. Es haben sich deshalb Richtungskämpfe bei uns vermeiden lassen. Die heißen Impulse, die mit solchen Kämpfen verbunden sind und anderswo direkt zu Skandalen führen, hängen damit zusammen, daß zur Interpretation moderner Musik häufig die Komponisten selbst oder im Mittelpunkt des musikalischen Lebens Stehende herbeigeholt werden. Das Publikum, das Haltung unbedingt beweisen zu müssen glaubt, wird durch die Anwesenheit so ausgesprochener Persönlichkeiten unwillkürlich zu leidenschaftlicher Stellungnahme gedrängt, und so kommt es, daß durch Entfachung von Richtungskämpfen manchmal gerade dem nicht gedient wird, was allein Sinn und Zweck der Aufführung neuer und neuester Musik sein sollte, nämlich der kühlen und leidenschaftslosen, sachlichen Stellungnahme.

Betrachtet man die Sachlage aus diesem Gesichtswinkel, so wird es klar, warum die Heimatstelle Hindenburg O.-S. es in die Hand nahm, dem Hindenburger Publikum moderne Musik nicht durch ausgeprägte programmatische Persönlichkeiten zu vermitteln, sondern durch ruhige Sachlichkeit und an diese gebundene, darstellende Kräfte. So sprach schon vor 2 Jahren in der Heimatstelle Hindenburg O.-S. der Wiener Musikschriftsteller Wolfgang von Hauenschild (ein geb. Oberschlesier) über moderne Musikpflege. Es folgte vor einem Jahr die Einführung in das moderne Orchester durch Kantor Denkmann aus Hindenburg in 9 Vorträgen, und in den diesjährigen Märzkursen hielt Musikdozent Dr. Matzke von der technischen Hochschule Breslau einen Vortrag über „Alte und neue Musik", der durch einen Vortragsabend von Prof. Heinrich Woitowski-Troppau (Violine) und der Pianistin Ria Galonska-Hindenburg ergänzt wurde, wobei besonders Scott und Hindemith zur Aufführung kamen.

Die Heimatstelle hat mit der Auswahl der beiden Solisten Glück gehabt. Woitowski bringt genug Technik, ausgiebige Stilempfindung für das Atonale und innere Beseelung mit, um führende Partien in modernen Musikwerken übernehmen zu können. Auch Frl. Galonska, eine heimische Klavierkünstlerin und Schülerin von Prof. Pozniak, weiß sich in der dem Publikum schwer zugänglichen Linienführung atonaler Richtung zu halten. Das zahlreich erschienene Publikum zollte der Aufführung von Hindemith Beifall, der aber mehr den ausübenden Künstlern zugedacht war, während er beim Engländer Cyrill Scott schon dem gefälligeren Stück selbst galt. Jedenfalls amüsierte es sich nicht nur, sondern ging mit oder versuchte mitzugehen. Damit wurde Hindemith in Hindenburg zum ersten Mal aufgeführt.

Die Heimatstelle Hindenburg hat mit diesem Abend den Andrang oder die Flucht zu oder vor der neuen Musik in die kühleren Bezirke ruhiger Sachlichkeit hinausgehoben und sie ist auf dem Gebiete der Musik ihrem Prinzip treu geblieben, über Tageskämpfe hinaus die Öffentlichkeit in den lichteren Bezirken der reinen Geistigkeit heimisch werden zu lassen. Denn Heimat ist im höchsten Sinne Geistigkeit, die sich um ihrer selbst willen kristallisiert.

K. Md.

* Über diesen Punkt gehen wohl die Meinungen auseinander.

Die Schriftleitung.

Mitteilungen / Bücherecke

Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde

(Beuthen O.-S., Klosterstraße 2.)

Anfragen und Hinweise.

4. „Was ist menschliche Lewe (Lebben)"? Fritz Reuter erzählt im 5. Kapitel seines Werkes „Ut mine Festungstid" von einem „katholischen Priester", einem „. . . . Wasserpolack ut Aewer Schlesingen", der deutsch predigen sollte. „Hei predigt, Was ist menschliche Lewe" — Menschliche Lewe ist wie Strohdach, kommt Wirbelwind, perdautz, fällt um".

Die Varianten dieser Predigt sind überall in Oberschlesien bekannt. Reuter weist auch als Ursprungsort auf Oberschlesien hin. Allgemein aber ist man der Ansicht, daß es sich um den masurischen Pfarrer Pogorzelski (gest. 1798) handele, der diese Redewendungen und Predigtparodien geprägt haben soll. Von Pogorzelski soll auch die bekannte Predigt: „Liebe Gemeind! Ich will euch heute predigen von Nuß, nicht von Haselnuß, auch nicht von Wallnuß, auch nicht von Betrübnuß und Argernuß und Kümmernuß, sondern vom heiligen Johannuß . ." stammen.

Um die Ursprungsfrage zu klären und das Verbreitungsgebiet dieser Parodien festzustellen, wären wir sehr dankbar, wenn uns die Texte dieser Predigten aus den verschiedenen Orten zur Verfügung gestellt werden könnten.

Perlick.

5. Die Finkensteiner Blätter.

Die Finkensteiner Blätter (Bärenreiter-Verlag, Kassel haben durch Walter Hensels Singewochen in Neisse und Tost auch in Oberschlesien viele Freunde gewonnen. Ihre Bedeutung für die Volks- und Jugend-Singebewegung ist sehr groß; es freut uns darum ganz besonders, daß in Heft 3/4 des 5. Jahrganges auch zwei oberschlesische deutsche Volkslieder — Krippellieder, in Malapane aufgezeichnet — Aufnahme fanden. Die Finkensteiner Blätter bringen nur Volksgut von einwandfreiem Wert.

Krause.

Der Maibaum in Oberschlesien.

In fast allen Gegenden Oberschlesiens besteht noch heute die Sitte, einen Maibaum aufzustellen. Mancherlei Gebräuche knüpfen sich an die Aufrichtung dieses Frühlingszeichens. Um diesen Volksbrauch in seiner heutigen Verbreitung und mannigfaltigen Art aufzunehmen, hat das Beuthener Museum und die Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde folgenden Aufruf erlassen:

Fragebogen über Aufstellung von Maibäumen in Oberschlesien.

In vielen Orten Oberschlesiens besteht die Sitte, zu Beginn des Monats Mai einen sogenannten Maibaum aufzurichten. Um ein Bild über die Art und Verbreitung der Maibäume in Oberschlesien zu erhalten, bittet die Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde, nachstehende Fragen freundlichst beantworten zu wollen:

1. Im Dorfe . . . . . werden ein — kein — mehrere Maibäume aufgestellt.
2. Die Aufstellung erfolgt am . . . . . tags — nachts unter keinerlei — folgenden Gebräuchen.
3. Die Sitte, einen Maibaum aufzustellen, ist alt, — seit zwei Generationen — neu.
4. Eine Photographie — Skizze, — des Maibaumes füge ich bei, — ist nicht vorhanden.
5. Über den Maibaum des Dorfes ist bereits berichtet im Heimatblatt . . . . . — Kalender . . . . . Zeitung . . . . . ist keine schriftliche Aufzeichnung vorhanden.

Nicht Zutreffendes bitte zu streichen.

. . . . . , den . . . . Mai 1928.

(Name) . . . . . .

*

Leider war es nicht mehr möglich, den Aufruf an jeden Ort in Oberschlesien rechtzeitig zu versenden. Wir bitten daher jeden Leser des „Oberschlesiers", in seinem Wirkungskreise nach den Volksbräuchen bei der Errichtung des Maibaumes zu forschen und sie dem Beuthener Museum zu übersenden. (Porto wird zurückerstattet.)

H. Kurtz.

Oberschlesische Moorforschung.

In verschiedenen Teilen Deutschlands, namentlich in Baden, Bayern und Württemberg, hat man auf Grund von Untersuchungen mehrerer Moore bemerkenswerte Forschungsergebnisse über das Klima der Nacheiszeit erzielt. Auch in den skandinavischen Ländern sind derartige Forschungen mit großem Erfolge durchgeführt worden. Im Auftrage des Vertrauensmannes für Naturdenkmalpflege, Prof. Eisenreich, wird Lehrer Schubert eine Untersuchung der oberschlesischen Moore unternehmen. Durch Bohrungen, die bis zu 10 m Tiefe getrieben werden können, wird ein Aufschluß über die einzelnen Schichten erreicht und Material zur mikroskopischen Bestimmung der Pflanzen und Tierwelt gewonnen werden.

Herrn Schubert haben sich einige bekannte Heimatforscher angeschlossen. So wird Mittelschullehrer Kotzias die Plankton- und pollenanalytischen Untersuchungen vornehmen, Oberlandmesser Grunden die geologischen Fragen bearbeiten, stud. prähist. Kurtz die urgeschichtlichen Forschungen, sowie die Vermessungen und photographischen Arbeiten übernehmen. Mittelschullehrer Perlick wird im Anschluß an die naturwissenschaftlichen Untersuchungen alle Sagen, die sich an die Moore anknüpfen, sammeln. Die Arbeiten werden im August dieses Jahres in den Uschützer Mooren im Kreise Kreuzburg begonnen. Im „Oberschlesier" wird stets über die Ergebnisse der Moorforschung kurz berichtet werden.

H. K.

Die Winterarbeit der Hindenburger Volkshochschule

wurde am 26. April durch eine großzügige Abschlußfeier beendet, bei der der preußische Innenminister Grzesinski die Festansprache hielt. Der Minister sprach insbesondere über „Preußische Kulturarbeit im deutschen Osten" und gab dabei einen kurzen Abriß über sämtliche Teilgebiete der kulturellen Aufbauarbeit. In Verbindung mit dem eigentlichen Thema nahm er auch zu verschiedenen politischen Fragen Stellung, die Oberschlesiens besonderes Interesse beanspruchten. Außerdem sprachen Oberpräsident Dr. Proske und Oberbürgermeister Dr. Lukaschek. Die feierliche Abschlußveranstaltung wurde auf die schlesischen Sender übertragen. — Die Winterarbeit der Hindenburger Volkshochschule zerfiel in zwei Semester, die in insgesamt 26 sechs bis zehnstündigen Kursen 3 536 eingeschriebene Hörer umfaßten. Außerdem fanden eine größere Reihe von Einzelabenden statt, die dazu dienten, das Interesse für die Arbeit der Volkshochschule zu wecken und wachzuhalten.

Wandertag der Heimatstelle Hindenburg O.-S.

Sonntag, den 22. April, 7½ Uhr unternahm die Heimatstelle Hindenburg O.-S. ihre erste diesjährige heimatkundliche Wanderung in das Sandbaggergebiet bei Peiskretscham-Sersno und in das Röth- und Kalkgebiet bei Tost-Kotlischowitz. Durch die Teilnahme der Mitglieder der Touristenvereine, welche am Märzkursus „Heimat und Natur" der Heimatstelle beteiligt waren, und von denen etwa 20 aus dem polnischen Teil Oberschlesiens kamen, war die Teilnehmerzahl, die der 1. Vorsitzende der Heimatstelle, Kaminsky am Bahnhof Peiskretscham begrüßen konnte, auf über 100 gestiegen. Von dort aus ging der Weg nach dem interessanten Sersnoer Sandbecken. Es wurden geologische, botanische, ornithologische und bergtechnische Erklärungen gegeben, an denen die Herren der Führung: Prof. Eisenreich, Regierungsrat Kahne, Studienrat Rehowski, Raebel und Czmok ihren Anteil hatten. Das schönste Wetter begünstigte die Wanderung, die von der Baggerstelle nach Bahnhof Patschin ging. In Tost stießen dann auf dem Burgplatz, wo ein großer Teil der Teilnehmer abkochte, und einige Volksspiele arrangierte, die Nachzügler vom Mittagszuge hinzu, sodaß nach der Besichtigung der Burg unter Führung von Lehrer Kosubek, Leiter der Heimatstelle Tost, mit fast 150 Personen der Weitermarsch nach den Kotlischowitzer Höhen angetreten wurde. Von hier aus genoß man die schöne Aussicht, die von Mikultschütz bis zum St. Annaberg reichte und ein schönes typisch oberschlesisches Panorama bot. — Dadurch, daß viele oberschlesische Fachkundige mitgingen, kam jeder auf seine Kosten, die fachlich Interessierten sowohl wie die Photographen und Schaulustigen, denen Storchnester, Uferschwalben und überhaupt die heimische Tier- und Pflanzenwelt noch etwas Unbekanntes waren. Bemerkenswert ist auch das wachsende Interesse, das man in Touristen- und naturkundlichen Kreisen Ostoberschlesiens der Heimatstelle Hindenburg beimißt. Bis aus dem Kreise Rybnik waren Interessenten erschienen. Alt und Jung schieden, von den Ergebnissen der Wanderung innerlich berührt, um der Heimatkunde in ihren Kreisen neue Freunde zu werben.

Der Verlag E. Piersons in Dresden plant die Herausgabe einer Gesamtausgabe der Werke von Paul Albers. Eine solche Gesamtausgabe (Gedichte, Epen, Dramen, Romane, Erzählungen und Schriften ästhetischen Inhalts) würde etwa 5 bis 6 Bände umfassen, der Ladenpreis für sämtliche Bände etwa 25.— bis 30.— *RM* betragen. Bei Vorbestellungen wäre der Verlag bereit, den Bestellern einen Rabatt von 25 % und außerdem bequeme Monatsratenzahlungen zu gewähren.

Der Verlag ist nur dann in der Lage, diesen Plan durchzuführen, wenn einige hundert Stücke des Werkes vorher bestellt werden. Er betont, daß es ihm bei dieser Arbeit nicht auf ein Geschäft ankomme, sondern vielmehr um die Ehrung des 76-jährigen Dichters. Paul Albers hat sich auch für die Erhaltung Oberschlesiens stark bemüht; und bereits vor dem Kriege nahm er sehr häufig den Stoff zu seinen literarischen Arbeiten aus Oberschlesien und diente der Werbung für unsere Heimat schon damals.

Vorherbestellungen sind an den Verlag Piersons in Dresden zu richten.

*

Karl Rother, Die Schlesischen Sprichwörter und Redensarten.

Ostdeutsche Verlagsanstalt-Breslau. 1928. 476 Seiten. Kart. 22.—, geb. 25.— RM.

Dieses Werk ist eine ungeheuer fleißige und eine gediegene Arbeit. Nicht weniger als 20 000 Sprichwörter und Redensarten hat der Verfasser in jahrzehntelanger Arbeit zusammengetragen. Er beschränkt sich nicht auf das noch im Volke Vorhandene, sondern berücksichtigt auch das Frühere, auch alles, was in alten Sammlungen niedergelegt wurde.

Die Arbeit macht an den heutigen politischen Grenzen Schlesiens nicht halt, sondern schließt das ganze Gebiet ein, in dem schlesische Mundart gesprochen wird, also auch die Ober-Lausitz, Nordböhmen und das ehemalige Österreich-Schlesien.

Einen sehr breiten Raum nehmen die mundartlichen Sprichwörter ein. Es werden aber auch Übersetzungen aus dem Oberschlesisch-Polnischen gegeben, wenn auch vielleicht gerade auf diesem Gebiete noch mancherlei auf Sammlung wartet.

Die Sprichwörter sind nach Sachgebieten geordnet, und zwar aus der Erwägung heraus, daß auf diese Weise die Leselust weiterer Kreise viel eher angeregt wird, als bei einer Anordnung nach Stichworten in alphabetischer Folge. Ein Wortverzeichnis ist angeschlossen, ein erschöpfendes Quellenverzeichnis wird vorangestellt, womit den Bedürfnissen der Forscher Rechnung getragen sein dürfte.

Über den Wert dieses grundlegenden Werkes für die Heimatforschung und Jugend- und Volksbildung sagt Karl Rother alles Nötige selbst in seinem knappen, übersichtlichen Vorwort. Es heißt dort u. a.:

„Die sprichwörtlichen Redensarten und Sprichwörter sind die Blüten des mündlichen Ausdrucks. Sie zeigen den Bilderreichtum der Sprache und geben einen tiefen Einblick in das gesamte Seelenleben eines Volkes. Glaube, Sitte und Recht, Ernst, Scherz und Witz finden in ihnen ihren wirksamsten Ausdruck. „Wie das Land, so die Sitte, wie die Sitte, so das Sprichwort." (Wander.) „Den Deutschen wachsen die Sprichwörter im Herzen." (Wander.) „Wir haben viel grobe Sprichwörter, aber gute Meinungen". (Simrock.) Sie sind von großem Einfluß auf die Lebensführung des Einzelnen und tragen in hohem Maße zur Förderung von Heimatkunde und Heimatliebe bei. „Die im deutschen Sprichwort verborgenen Schätze an Lebensklugheit und Mutterwitz können und müssen der Volkserziehung und Jugendbildung noch mehr zugute kommen, mehr noch, als es bisher geschehen

ist." (Seiler 1921.) Die Lehrerschaft aller Schulgattungen dürfte im vorliegenden Buche genügend Stoff für die Förderung der Mundartkenntnis finden. — Aus manchen Sprichwörtern lassen sich auch Schlüsse auf die Besiedlung des Landes ziehen. Man sehe z. B. flämisch, Flaumbauer, Harz, Hirschau, Zwillingsehe." Scz.

Wolfgang Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart.

17. Heft der Sammlung „Wort und Brauch". Volkskundliche Arbeiten, namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in zwanglosen Heften herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Siebs und Prof. Dr. Max Hippe. Verlag Marcus-Breslau. 1928. 398 Seiten, Preis 20.— RM.

Mit vollem Recht hat bereits Grünhagen die Rückdeutschung Schlesiens im Mittelalter als das wichtigste Ereignis unserer mittelalterlichen Heimatgeschichte eingeschätzt. Frühzeitig versuchte man, diese „Großtat des deutschen Volkes" soweit Schlesien daran beteiligt ist, zu erforschen. Ich nenne nur den Namen Weinhold. Aber man ist bisher nicht zu einem richtigen Endergebnis gekommen.

Die gebildete Schicht der schlesischen Bevölkerung fand sich kurz entschlossen damit ab, im allgemeinen und hauptsächlich eine fränkische Besiedlung Schlesiens anzunehmen. Wolfgang Jungandreas, ein Schüler von Professor Siebs, der diese wertvolle Arbeit besonders förderte, kommt in der vorliegenden, gründlichen, sprachwissenschaftlich, geschichtlich und kulturell gleichfesselnden Arbeit u. a. zu folgenden Ergebnissen:

Den Hauptteil an der Besiedlung Schlesiens hatten Thüringer und Obersachsen. An zweiter Stelle stehen die hauptsächlich aus dem altbayrisch-oberpfälzischen Mundartsgebiet stammenden Bayern-Österreicher, die nach dem urkundlichen Erscheinen der Ortsnamen und Herkunftsfamiliennamen Schlesien als letzte besiedelt haben. Die an dritter Stelle stehenden Hessen, deren Haupteinfluß sich auf das nordböhmische Gebiet des Riesengebirges, die Grafschaft Glatz, Österreich-Schlesien, das Kuhländchen, Oberschlesien und die Zips erstreckt hat, sind wohl in ihrem Hauptstrom bereits in Oberschlesien verebbt. Die Rheinländer, die augenscheinlich den Bergbau in Schlesien begründet haben, müssen mit dem bekannten Zug der mittelfränkischen und niederdeutschen Siedler nach Siebenbürgen in Verbindung gebracht werden und sind als die ersten deutschen Ansiedler in Schlesien zu betrachten. In Schlesien sind ihre Spurn nur noch in den Ortsnamen, den Herkunftsfamiliennamen und geringen mundartlichen Einzelheiten erkennbar. Der Einfluß des Ostfränkischen und Niederdeutschen auf die Gestaltung des Schlesischen ist fast gänzlich, der des Alemannischen und Moselfränkischen völlig bedeutungslos. Die schlesische Mundart, die sich im Laufe der Jahrhunderte nicht wesentlich verändert, hat 1250 bis 1300 ihre Entstehungszeit gehabt. Um 1305 wurde in Oderberg (schon und noch) schlesisch gesprochen. Bereits im Altschlesischen ist mit einer Stadtmundart zu rechnen.

Jungandreas berücksichtigt bei seinen Forschungen auch den nachbarlichen Einfluß des Slavischen und geht immer streng quellenmäßig vor .Sein Buch ist eine tüchtige Arbeit, auf der die Forschung wird weiterbauen können. Im Kreise der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften Oberschlesiens nahm ich öfters Gelegenheit, gerade auf diesen vielleicht wichtigsten Teil unserer Heimatforschung hinzuweisen und anzuregen, in Oberschlesien alles eifrig zu sammeln, was uns aus der Zeit der Rückdeutschung im Mittelalter erhalten geblieben ist. Wir besprachen in diesem Zusammenhang auch die Herausgabe besonderer Fragebogen, worüber ein Ergebnis später hoffentlich wird berichtet werden können. Scz.

Emanuel Talar, Geschichte des Feuerlöschwesens der Stadt Oppeln.

70 Seiten. Zu beziehen durch den Freiwill. Feuerlösch- und Rettungsverein Oppeln zum Preise von 1.50 *RM.*

Gerade am Florianstage brachte mir die Post dieses eben erschienene hübsche Büchlein, mit einem schmucken Umschlag, den ansprechenden



„Guter Hirt und Christkönig" (Teilstück Mosaik, St. Clemenskirche Berlin)
Entwurf: Prof. Paul Plontke Berlin
Ausführung: Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff Berlin—Treptow

Drucktypen, wie wir sie auch in unserem „Oberschlesier" verwenden, und mit vielen Bildern.

Die Schrift ist als Ehrengabe zum 75. Geburtstag des Ehren-Branddirektors Gustav Raabe gedacht, der nicht weniger als 40 Jahre an der Spitze des Oppelner Freiwilligen Feuerlösch- und Rettungsvereins stand.

Der Verfasser gibt einen erschöpfenden und besonders auch für jeden Geschichtsfreund wertvollen Rückblick über die Entwickelung des Oppelner Feuerlöschwesens, angefangen seit 1862 und zeigt, wie die Aufgaben mit der neuen Zeit wachsen und glücklich gelöst wurden. Er nennt alle die namentlich, die in Oppeln im Rahmen der Freiwilligen Feuerwehr das Dichterwort nachlebten: „Der ist kein Bürger, der nicht die eigene Sorge vergißt in der Not des Allgemeinen". Der Verfasser schildert weiterhin große Brände, die Oppeln in der Vergangenheit heimsuchten und gibt alte Feuerlöschverordnungen wieder.

Man kann nur wünschen, daß durch diese gefällige Schrift der gemeinnützige Gedanke der Freiwilligen Feuerwehr Förderung erfährt.

Scz.

Wille und Werk.

Ein Handbuch des Bühnenvolksbundes, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft in der Reichsgeschäftsstelle des Bühnenvolksbundes unter Leitung von Wilhelm Karl Gerst. Bühnenvolksbund-Verlag, Berlin. 1928. 303 Seiten.

Es ist ein Rechenschaftsbericht, den hier der Bühnenvolksbund ablegt, aber niemals eine trockene und schematische Materie, sondern immer blutvolles Leben und lebendige Führerschaft. Zu den brennenden künstlerischen Fragen unserer Zeit wird Stellung genommen. Die zweite Hälfte des Werkes erzählt vom Bühnenvolksbundverlag so anziehend und instruktiv, daß auch der, dem der Bühnenvolksbund an sich noch gleichgültig sein sollte, mit Vergnügen der Darstellung folgen muß. Aus dem reichen Inhalte greife ich nur folgende Stichworte heraus: Bekämpfung von Schmutz und Schund — Kulturpolitik — Laien- und Jugendspiel — Mitarbeit am Schulspiel — Wahrung der Eigengesetzlichkeit im Spiel der Jugend — Die Pflege der Heimatspiele — Das Puppenspiel in Deutschland — Theaterbetriebe — Grenz- und Auslanddeutschtum — Dramaturgie — Erwachsenenbildung — Rundfunk.

Scz.

Männer und Frauen.

Es ist vielleicht nicht notwendig, Franz Blei's Buch „Glanz und Elend berühmter Frauen", das bei Ernst Rowohlt in Berlin erscheint, zu rühmen. Wer biographische Nachrichten sucht, kommt nicht auf seine Rechnung. Aber das Buch ist mehr als ein biographisches Lexikon. Es ist ein Versuch, das Wesen „Frau" zu erfassen, zu begreifen. Nein, nicht zu begreifen, nur zu beschreiben, denn verstehen läßt es sich nicht. So wenig, wie jemals sich „Seele" oder dergleichen verstehen läßt. Und darum gibt Franz Blei auch keine ausführlichen Abhandlungen. Er greift zwanzig Frauen heraus, und versucht, bei jeder zu zeigen, welcher Ton in ihr klingt. So hat er zwanzig Töne, zwanzig Farben. Und diese nebeneinander gehalten, lassen ahnen, was das Wesen „Frau" ist. Da ist von der großen Dirne, der Kaiserin Theodora die Rede, wie von der heiligen Theresa, von Ninon de Lenclos wie von Christine von Schweden, von Lady Stanhope wie von Annette Kolb.

Und wenn kein gelehrtes Buch über berühmte Frauen daraus geworden ist, so ist mehr geworden, eine „Psychologie", eine Darstellung der Frau. Denn endlich sind doch in jeder alle Töne vereint, so wie in einem Prisma alle Farben, und es ist nur die Frage, welche dominiert. Franz Blei wollte ein Lesebuch für Frauen mit diesem Buche schreiben. Mir scheint, es ist vor allem ein Lesebuch für Männer daraus geworden.

Seltsamerweise erscheint zur gleichen Zeit ein Buch, in dem der Typus „Mann" gezeichnet wird, in jeder Schattierung, an die sich denken läßt. Nur nicht in einer: der bürgerlichen. Erich Müller schrieb für den Bücherbund in Leipzig ein Buch „Deutsche Abenteurer". Das ist ein Thema, über das sich viel sagen läßt, und über das schon viel ge-

faselt worden ist. Was Müllers Arbeit weit über das Landläufige hinaushebt, ist, daß er nicht nur ein glänzender Schriftsteller ist, sondern auch ein ausgezeichneter Kenner russischer Zustände. Vielmehr: des deutschen Menschen in Rußland. Wer sich in der Heimat in der Gemeinschaft nicht wohl fühlte, eben der Abenteurer, wer hinausging, der ging — aus Deutschland — immer am liebsten nach Rußland. Wenigstens im 17. bis 19. Jahrhundert war das so; und ich brauche bloß Dauthendeys Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert zu nennen, um an ein solches Schicksal zu erinnern. Dort drüben entwickelte sich der a-soziale Mensch, der Abenteurer. Müller beschreibt ihn in mannigfaltiger Variierung: als Mystiker, als Eroberer, als Hochstapler usw. Ich möchte besonders auf ein Bild aufmerksam machen, weil das uns nahe liegt: auf Quirinus Kuhlmann, den seltsamen, barocken schlesischen Ekstatiker, den Müller mit recht den brennenden Propheten nannte. Will-Erich Peuckert.

Die Deutsche Buchgemeinschaft.

Es ist allgemein bekannt, daß heutzutage das gute deutsche Buch schwer zu kämpfen hat. Mit besonderem Nachdruck verdienen deshalb alle Bestrebungen, die der Verbreitung des guten Buches dienen wollen, besondere Förderung.

Sehr fruchtbar wirkt in dieser Hinsicht seit langem der Borromäusverein, der seinen Mitgliedern durch seine regelmäßigen Buchgaben nach und nach zu wertvollen Eigenbüchereien verhilft. Ein neueres, wenn auch von anderer Seite geschaffenes Unternehmen ist die Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 156/157. Für einen vierteljährlichen Mitgliedsbeitrag von 4.20 *RM* erhält man einen prächtigen Halblederband nach eigener Wahl und vierzehntägig die illustrierte Zeitschrift „Die Lesestube" kostenlos ins Haus gesandt. Weit über 350 000 ständige Mitglieder haben sich innerhalb von drei Jahren dieser Gemeinschaft angeschlossen.

Uns liegen folgende zwei Veröffentlichungen der Buchgemeinschaft vor, die für die Güte des Unternehmens bestens werben: Hans Martin Elster, „Der deutsche Genius" und Max Dauthendey, „Raubmenschen".

Im „Deutschen Genius" wird Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Geisteslebens in der Form eines Sammelwerkes zusammengefaßt und, indem immer das Wesentliche herausgesucht worden ist, ein rechtes Buch von deutscher Art und deutscher Leistung geschaffen, ein Buch, das uns schließlich auch die Wege in die Zukunft weist, indem es die Selbsterkenntnis fördert und offenbar macht, was den deutschen Menschen eignet und frommt. Thomas Mann schrieb dazu das Geleitwort.

„Raubmenschen" führt uns nach Mexiko, wo Rennewart, ein junger Diplomat und der Held des Romans, sonderbarer Abenteuer erlebt. Die heiße Erde Mexikos bot dem Verfasser eine Fülle außergewöhnlicher Möglichkeiten, eine Dichtung großer selbständiger Schönheit und mit exotisch-sinnlichem Reiz zu schaffen. Dauthendey zeigt hier dieselbe überwältigend schöne Sprache wie in seinen lyrischen Arbeiten. Er bekennt: „Die Welt ist kein Chaos, sie ist Musik, Gedicht, plastisches und farbiges Kunstwerk". Romantik und Naturalismus sind in dem vorliegenden Werke zu einer schönen Harmonie verschmolzen. Scz.

*

Zu unserm Carl Hauptmann-Aufsatz teilen wir noch mit, daß die Werke des Dichters eben jetzt ganz neu vom Horenverlag in Berlin-Grunewald herausgegeben worden sind. Diese Ausgabe kann vollendet in jeder Beziehung genannt werden und muß jedem Bücherfreund reine Freude bereiten. Es kosten, in Ganzleinen gebunden: Die „Tantaliden" 7,50 Mk., „Mathilde" 7,80 Mk., „Leben mit Freunden" 8,— Mk., „Einhart, der Lächler" 5,— Mk., das „Rübezahlbuch" 2,50 Mk., „Schicksale" 2,50 Mk.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Colonnowska O.-S. zu richten.



Beim Tanz,
Beim Tee,
Im Wald,
auf See —
Ich stets nur da mag:
Musik von **„Amak"**

Wochenend-Freuden

auf dem Wasser erhalten ihren besonderen Reiz durch stimmungsvolle Musik.
Um einen **„Amak"** wird Sie jeder Freund beneiden.
Er ist unübertrefflich im Ton, reizend in der Ausstattung und leicht transportabel.
Wir führen alle Preisklassen in Koffer-apparaten und — den Richtigen für Sie.

MUSIKHAUS **KOWATZ** BEUTHEN O/S.
Bahnhof-Strasse Nr. 25

Albrecht Eugen-Bad
Carlsruhe in Oberschlesien

Bahnfahrt von Oppeln in 1¼, von Brieg in 2¼, von Breslau über Namslau in 2½, von Beuthen OS. in 3½ Stunden bequem zu erreichen. Es liegt abseits der großen Heeresstraße weltenfern und verträumt, eingebettet in meilenweite Wälder.

Ein geheimer Zauber webt sich um das liebe Nest in Busch und Wald, und wer im Waldesschatten auf stillen Pfaden schreitet, wer an den weiten Seen liegt, wer in leichtem Kahne über das Wasser schaukelt, wer vor den übergrünten Tempeln und alten Steinbildern im herzoglichen Park sinnend steht: der spürt den leisen Hauch einer romantischen Vergangenheit, die sich um Ort und Park und Seen breitet. Und wer es je erlebt, wer hier den stillen Frieden fand, wer müde kam und neugestärkt von dannen ging: der kann es nicht vergessen,

Bad Carlsruhe, das Idyll im oberschlesischen Walde.

Das gänzlich umgebaute und in neue Verwaltung genommene herzogliche Bad ist seit Mitte Mai dieses Jahres wieder eröffnet.
Es werden verabfolgt: Kiefer- und Fichtennadelbäder, Moorbäder, elektrische, Kohlensäure-, Sauerstoff- und Dampfbäder, vollständige Kaltwasserbehandlung.

Luft- und Sonnenbad, Freibäder im See.

Herrliche staubfreie Lage inmitten meilenweiter Forsten, gepflegte Parks, wasserreiche Gegend. Gelegenheit zu Wasser- und Angelsport.

Der entzückende Rokokobau des Weinbergschlößchens mit herrlichem Blick auf die Seen ist völlig renoviert und seit diesem Sommer als Konditorei geöffnet.

Logierhäuser der Badeverwaltung:

Paulsburg, Glückauf, Schweizerhaus, Kurhausrestauration.

Prospekte kostenfrei durch die Badeverwaltung.

Etwas über Wohnungs-Einrichtungen!

„Mein Heim, meine Welt!" Das Schaffen schöner Wohnräume ist für jeden Menschen von Geschmack ein Ziel, das seinem Leben Inhalt gibt, die wohnliche Umgebung ist untrennbar mit ästhetischem Wohlbehagen verbunden.
In Zusammenstellungen von **Schlafzimmern, Speisezimmern, Herrenzimmern, Küchen, Klub-, Zier- und Kleinmöbeln** (unter letzteren besonders praktische Geschenkartikel) bietet Interessenten das in Schlesien bestbekannte

Haus für Wohnungs-Einrichtungen

Nawrath & Comp., Breslau 2

Gartenstr., Ecke Teichstr. — Gegr. 1888

in 6 Stockwerken ihres eigenen Geschäftshauses eine außerordentlich reichhaltige Auswahl, deren Besichtigung viel Anregung bietet und unverbindlich ist. Diese Ausstellung bringt auch u. a. Darstellungen, wie man einen traulichen Platz für Geselligkeit und frohe Stunden schafft usw., sie propagiert in bestem Sinne moderne Wohnkultur und Raumkunst, ein Gebiet, das eine Fülle des Schönen bietet. Dieses Schöne verehrlichen Interessenten näher zu bringen, sie damit vertraut zu machen, ihre Begleiter des täglichen Lebens — **gute Möbel — äussert preiswert in einwandfreier Verarbeitung und Material wie auch geschmackvoller Ausführung** zu beschaffen, diese Aufgabe hat sich die Firma als ihre erste und vornehmste gestellt und während ihres beinahe 40jährigen Bestehens auch gewissenhaft erfüllt. Bei 2 bisher von der Firma beschickten Spezialgewerbe-Ausstellungen hat sie für die von ihr ausgestellten Innen-Einrichtungen in beiden Fällen in Anerkennung hervorragender Leistungen die Goldene Medaille erhalten.

OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI
ERNST HERRMANN - OPPELN

Telefon Nr. 193 Krakauer Straße 37 Telefon Nr. 193

DER GUTE BOHNEN-KAFFEE

von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den Preislagen von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund

Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

TELE FUN KEN

Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur

TELE FUN KEN

TELEFUNKEN-

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.

Fernruf Stephan 37089.

OBERSCHLESIER!

Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim Schlesischen Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die

Ostdeutsche Illustrierte Funkstunde

Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER

Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.

Brauchen Sie eine

Schreibmaschine?

Lassen Sie sich die



vorführen, Sie entscheiden sich sicher für diese?

Besondere Vorzüge:

Offene Bauart / Leichter Anschlag
Geräuschloser Wagenrücklauf
Zwangsweise Grossbuchstabensperre

Ueberall Vertretungen,
daher Vorführungen jederzeit möglich.

MASCHINENFABRIK KAPPEL A.-G.
CHEMNITZ-KAPPEL

Gegründet 1860

„Klein" TORPEDO

MIT EINFACHER UMSCHALTUNG



für REISE und BÜRO

besonders geeignet für
Gelehrte, Schriftsteller, Ärzte und Gewerbetreibende

WEILWERKE A-G
FRANKFURT A. M. RÖDELHEIM



Gute und preiswerte **Pianos** liefert seit vielen Jahren die Firma

J. Alfred Neumann, Oppeln, Nikolaistr. 17

Grösste Auswahl! Bequeme Teilzahlungen!

Mehrjährige Garantie!

Verlangen Sie = DARMITIN = bei Kopfschmerz, Nervenschmerz, Zahnschmerz, Reißen

CHEMICAL COMP., BERLIN O 112 in allen Apotheken 0,15 u. 0,65 RM.

Sie kaufen Radioapparate

im ersten Spezialgeschäft am besten und billigsten!

Warum?

1. *Sie finden große Auswahl.*
2. *Die Apparate werden unverbindlich in Ihrer Wohnung vorgeführt.*
3. *Sie können in bequemen Ratenzahlungen zahlen.*
4. *Ihre Anlage wird von uns kostenlos überwacht.*

Unsere 3 Lieferwagen regeln den Verkehr mit unserer Kundschaft in Stadt u. Land, obwohl unser Unternehmen in Oppeln ansässig ist.

Radio-Haus „Tehag"

das führende Fachgeschäft Oberschlesiens

OPPELN, Krakauer Str. 45

Die Programme

der Schlesischen Sender werden reichhaltig illustriert und erläutert in der

Schlesischen Funkstunde

dem offiziellen Organ der Schlesischen Funkstunde A. G.

Schlesischer Funkverlag

G. m. b. H.

Breslau 18

J. Sgodzei, Oppeln O.-S.

Fernruf 512 Krakauerstrasse 21

Kinderwagen, Puppenwagen

Korbmöbel, sämtliche Korbwaren, Metallbetten

